Otto Hauser

Genie und Rasse

1. Altertum



Alexander Duncker Verlag
Weimar

Genie und Rasse
(Altertum)

von

Otto Hauser



Dresden
Heimat und Welt-Verlag



Erstes bis drittes Tausend.

Dresden 1917

Rammingsche Buchdruckerei (Inh. M. Rautenstrauch).

Vorwort.

Schon in dem Büchlein „Rasse und Rassefragen in Deutschland" habe ich bemerkt, daß ich eine besondere Behandlung des Genieproblems plane und habe dort auch schon eine kurze vorläufige Darlegung über den Typus der Genies gegeben. Anders als für andere Rassenforscher liegt für mich der Schwerpunkt gerade auf diesen Ergebnissen. Wohl ist das Genie als solches immer Ausnahmeerscheinung, aber erweist es sich, daß die genialen Persönlichkeiten zum Hauptteil der lichten Rasse angehören, dann wird eben ein Volk, worin die Lichten verschwunden sind, solche kaum noch hervorbringen können. Es mag sich wie das chinesische seit so viel Jahrhunderten auf einer ganz achtenswerten Bildunghöhe halten, aber es wird nicht mehr schöpferisch sein. Die Kultur eines Volkes hängt aufs engste mit der Zahl und der Bedeutung seiner genialen Persönlichkeiten zusammen. Ohne diese gibt es nur unfruchtbare Weiterführung der Überlieferung, und dies ist nur die Vorstufe für das Versinken in staatliche und geistige Belanglosigkeit. In meinen beiden Arbeiten über das Rassenproblem im allgemeinen und über das Germanenproblem im besonderen habe ich zahlreiche Beispiele für solchen Wandel gegeben. Die Ausführungen dieses Buches beschäftigen sich vor allem mit dem Einzelnen. Im übrigen möchte ich hier ausdrücklich betonen, daß sie ihren Wert nicht nur für die Rassenfrage haben, sondern auch an und für sich. Wer wissen will, wie die oder jene Persönlichkeit ausgesehen hat, welcher Umwelt sie entstammte, welchem Bekenntnis sie angehörte, wird hier so weit Aufschluß finden, wie es mir möglich war. Allerdings bin ich mir bewußt, daß ich noch längst nicht allen Stoff zu erforschen vermocht habe, und will es darum nicht unterlassen, wie schon an anderen Stellen, so auch hier, meine Leser zu bitten, mir Irrtümer nachzuweisen, Verbesserungen und Ergänzungen zu senden.

Hier gebe ich zunächst die Nachrichten über die Genies des Altertums. Abhandlungen über die übrigen Hauptgruppen sollen folgen. **Otto Hauser.**

Inhaltsverzeichnis.



Was ist Genie?

So freigebig man mit dem Worte genial ist, so bedenksam erwägt man, ob man eine bestimmte Persönlichkeit ein Genie nennen dürfe, und wie häufig man auch zwischen den Bezeichnungen Genie und Talent schwanken mag, so sicher ist man zumeist, wen man unbedingt nur ein Talent zu nennen habe. Im letzten Grunde hängt die Wertung ganz von unserem Gefühle ab, von dem Überspringen eines Funkens auf uns, einer Gewißheit, die wir wohl durch verschiedene Momente nachträglich stützen können, die uns aber wie in einer Erleuchtung kommt. Immer mehr wird es uns klar, daß in allem Geistigen Mächte wirken, wofür unsere Hebel und Schrauben nicht ausreichen, und damit hören unsere Worte auf, die scharfe Umrissenheit von Zahlen zu haben und tauglich für Definitionen zu sein. Man muß es fühlen, um es zu erkennen. Geht tatsächlich von dem Werke jedes Meisters eine besondere Kraft aus, wie der alte Volksglaube in bestimmten Bäumen, in bestimmten Quellen, ja Steinen und Menschengebilden besondere Kräfte wirksam meinte? Haben wir eine geheime Wünschelrute in uns?

Alle die großen Geister, die wir Genies nennen, haben gewisse Merkmale gemein. Diese Merkmale können wir aufzeigen. Das wichtigste ist ihr Schöpfertum. So gut wir wissen, daß es keine Schöpfung aus dem Nichts auf Erden gibt, also keine wahre Schöpfung, so haben wir doch die klare Empfindung, das Genie gebe etwas völlig Neues, es „schaffe". Wie viele „Iphigenien" wurden vor der Goethes geschrieben, und die eine und andere war Goethen bekannt, und doch ist seine „Iphigenie" das volle Werk eines Genies, als hätte er sie aus dem Nichts geschaffen; es ist nicht anders, wie ein Bildhauer wohl den

Marmor bekommen hat: der Apoll, den er daraus gestaltete, ist ganz und gar sein Werk. In Wirklichkeit handelt es sich beim Schaffen des Genies niemals um den Stoff, niemals um das Was, sondern immer nur um das Wie. Darum auch bedarf es bei dem wahren Genie — ich spreche vom künstlerischen Schaffen, weil da die Vorgänge am klarsten zu verfolgen sind — immer der Konzeption, der organischen Empfängnis, die der Zeugung nicht ähnlich genug gedacht werden kann. Die höchsten Schöpfungen gehn alle auf einen solchen Augenblick der Konzeption zurück. Und wie in der Mutter, sowie das Ei befruchtet ist, ohne daß es noch einen fleischlichen Zusammenhang mit dem Körper hat, alle Säfte sich gewissermaßen verwandeln, die Lymphe sich in Milch umzusetzen beginnt, alles sich für die Heranbildung des neuen Lebens bereitet, so ist das Genie vom Augenblick der Konzeption an nur noch Träger des neuen Werkes und das manchmal in solchem Maße, daß sein eigenes Ich ganz davor zurücktritt. Der Dichter weint über seine eigene Dichtung. Ja, der Satz kann umgekehrt werden.

By thine own tears thy song must tears beget, sagt Rossetti[1]). Nur aus Ergriffenheit kann man ergreifen. Man weiß, wie ein Freund Heinrich von Kleist in heißen Tränen über dem Schluß seiner „Penthesilea" fand, wie Kleist nur sagen konnte: „Nun ist sie tot!" Einerseit wird der Dichter mit seiner Schöpfung in einem ungeahnten

---

1) Tränen, o Dichter, zeugt dein Lied allein
Durch eigne Tränen; nur dein kündend Herz
Kann Zauberspiegel dir und Lust und Schmerz
Der eignen Brust dein Amulett nur sein.

Ummauert von der Hoffart Marmelstein,
Ist es seellosen Springbronns Fiederstrahl,
Ja trockner als das Tote Meer der Qual-
Verlechzten Gaums, troff keine Wimper drein.

Der Gott der Sonne und der Poesie
Ist nicht dein Sklave, nein, dein Jäger, der
Auf deine Seele zielt; wohl bietet er

Der kund'gen Hand zur Wahl den Köcher nie,
Doch rührt dein Aufschrei tief an seinen Schmerz,
Dann trifft das Echo deines Bruders Herz.
„Das Haus des Lebens."

Maße eins, was so weit geht, daß er für die Zeit des Schaffens Leiden und Sorgen seiner Gestalten teilt, anderseit muß er sie mit nüchternem Auge als etwas ihm Gegebenes betrachten und fühlt sich nur als Werkzeug, als ausführende Hand. Ein Goethe stand seinem „Werther", der ihm doch aus dem wahrsten Wesen geflossen war, sehr bald weit fremder gegenüber als die meisten Leser. Es ist da, als hätte sich eine Frucht vom Baume gelöst; der Baum trägt Früchte auf Früchte und achtet der abgefallenen nicht mehr. Man weiß selbst von Fällen, wo der Schöpfer geradezu feindselig gegen sein Werk wurde. Immer auch ist das Genie im tiefsten Grunde bescheiden, ja demütig, und das kann man selbst von einem Goethe, einem Richard Wagner, einem Walt Whitman sagen; oft mag das Genie freilich ungemessen hochfahrig erscheinen, aber das ist nur der Ausfluß der Überreiztheit. Bei klaren Sinnen scheidet es viel schärfer als irgend jemand seine irdische Erscheinung von dem Werke, das seine Kräfte zum höchsten gesteigert zeigt, ja solche Kräfte offenbart, die am Alltag verborgen sind.

Welches glückliche Zusammentreffen von Anlagen und Umständen ein echtes Geniewerk hervorbringt, läßt sich kaum jemals restlos nachweisen, aber diesem Irrtum muß man hinwieder doch begegnen, als werde es dem genialen Menschen ganz nur „von oben" gegeben. Keiner der ganz Großen hat nur auf die Eingebung gerechnet, jeder hat auch tüchtig an seiner Vervollkommnung gearbeitet. Wohl ist das Genie in gewissem Sinne nur Werkzeug, aber das unbekannte Es, dessen Hand es führt, wird mit einem feinen Besseres leisten als mit einem groben. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer wird alles Handwerkmäßige seiner Kunst bis zur völligen Sicherheit beherrschen zu lernen suchen, nicht anders wird der Philosoph, der Wissenschaftler, der Feldherr und Staatsmann verfahren. Genie und Fleiß, die der Laie fast für Gegensätze hält, sind bei allen wirklich bedeutenden Persönlichkeiten vereint. Wie unermüdlich fleißig war ein Lionardo da Vinci, ein Goethe, ein Flaubert, ein Napoleon, ein Bismarck! Die wildgenialischen Stürmer und Dränger sind so gut wie immer nur Halbgenies. Man erinnere sich des Urteils Goethes über Günther. Geradezu

immer sind Bedenken gerechtfertigt, wenn sich ein Mensch „genialisch“ gibt. Langes Künstlerhaar und kurze Bedeutung. Wo der Schein erweckt werden soll, fehlt zumeist das Wesen. Die Sucht, als außergewöhnlich zu gelten, ist an und für sich schon viel zu gewöhnlich. Es kann gar nicht so viele Genies geben. Wer die Torheit solcher Ansprüche erkennt, neigt nicht selten dazu, sein Genie in Kleinbürgerlichkeit zu verbergen, wie es ein Uhland, ein Mörike taten.

Das Schaffen selbst hat man schon im Altertum als „schönen Wahnsinn“ bezeichnet. Es ist in der Tat der Ausfluß eines aufs höchste gesteigerten Lebens, oft auch geht es in einer wahrhaft dionysischen Stimmung vor sich oder gipfelt doch darin, und dies bis zu dem Maße, daß es plötzlich abbricht. Diese Empfindungen jedoch sind nicht das Wesentlichste. Auch der blutigste Dilettant kann sie haben, und auch der alltäglichste und unbegabteste Mensch fühlt ähnliches, sei es in der „Liebe“, sei es als Sieger in einer Rauferei, sei es beim Gewinnen des großen Looses oder eines Ternos in der kleinen Lotterie, ja vielleicht nur beim Gelingen einer rechten Niedertracht. Schöpfungen allerhöchster Art sind oft scheinbar bei ganz kalter Vernunft entstanden. Flaubert reihte mühselig Wort an Wort, schrieb ganze Seiten immer wieder. Ein Genie schafft das eine Werk wie im Rausch, ein anderes nüchtern, das eine in raschem Wurf, das andere mit vielen und langen Unterbrechungen. Gerade hierin erkennt man, wie unabhängig vielfach das Schaffen von den persönlichen Umständen und Zuständen ist, obwohl es durch diese im Äußerlichen — nach seiner Art — beeinflußt wird. Das eine Mal auch erwächst ein Werk aus dem persönlichen Erleben, gestaltet sich fast biographisch, das andere Mal ist es ganz frei davon. In schwersten körperlichen oder seelischen Leiden entstehen Werke von sonniger Heiterkeit. Das jedoch ist wohl allgemein, daß beim Genie Perioden der erstaunlichen Fruchtbarkeit mit völlig unfruchtbaren wechseln. Immer produzieren kann wohl das Talent, nicht aber das Genie immer schaffen. Ist das Genie aus irgenwelchen Ursachen genötigt, fortgesetzt schöpferisch tätig zu sein — es kann sich auch selbst

dazu nötigen, schon, um vor sich nicht müßig zu erscheinen —, so werden seine Arbeiten große Ungleichwertigkeit aufweisen, bisweilen sogar unter die des Talentes herabsinken. Kaum ein Genie hat nur Geniewerk gegeben — Dante, Milton, Flaubert waren am strengsten gegen sich —, wo aber Selbstzucht und Selbsturteil völlig fehlen, ist wohl auch kein Genie. Im übrigen geht es nicht an, Genie und Talent hart von einander zu scheiden. Wo das Genie nur aus seiner Fertigkeit heraus produziert, wird es zwar in gewissen Momenten sich nicht verleugnen, steht aber doch auf der Stufe des Talentes; anderseit kann das Talent in günstigen Augenblicken und bei hoher Vervollkommnung der Fertigkeit ebenfalls ungemein Schönes hervorbringen, dem freilich immer das Letzte fehlen wird. Außerdem gibt es gar viele Persönlichkeiten, bei denen man sich nur schwer entscheiden kann, ob sie schon Genies oder noch Talente zu nennen sind. War Rückert als Übersetzer — besonders in den Makamen Hariris — nicht genial? Ist er aber darum ein Genie? Wie streng man sein kann, ersieht man daraus, daß gelegentlich einem Friedrich II. das Feldherrngenie abgesprochen wurde. Wieder andere sprechen das Genie dem ab, der „alles" machen kann. Allerdings gibt es Talente, die alles „machen" können, aber ebenso wie ein Genie nur ein enges Gebiet hat, beherrscht ein anderes ein großes oder gar mehrere. Goethe schreibt seinen „Götz" und einzelne Gedichte in archaisierendem Deutsch, seine „Iphigenie" und den dritten Akt des zweiten „Faust"-Teils in antikisierendem, wendet eine ganze Reihe von Stilen an, ist Lyriker, Dramatiker, Erzähler und gibt auf allen diesen Gebieten Vollendetes. Mit Schiller ist es ebenso. Scharf getrennt sind Genie und Talent nur in ihren Reinerscheinungen. Ein Hebbel sieht den Dänen Oehlenschläger einen König nach dem andern seines Landes in Dramen bedichten: er schreibt: „Könnte ich das nicht auch? Aber könnte ich's?" Da liegt der tiefste Scheidepunkt. Das Genie fühlt sich zu sehr als Werkzeug eines Höheren; es will sich nicht entweihen. Ist es gezwungen, für den Broterwerb Nebensächliches zu produzieren, so ist ihm das eine Entwürdigung, die es nur

in der Hoffnung erträgt, dadurch sich Freiheit für sein eigentliches Schaffen zu sichern, wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit. Das Genie geht noch weiter. Ein Hebbel heiratete die gutbesoldete Hofschauspielerin, die er wohl verehrte, aber — in seinen Jahren und seinen Umständen — nicht leidenschaftlich begehrte, um seinem Genius diese Freiheit zu schaffen; man lese seine Tagebücher darüber. Ein Richard Wagner ließ sich von seinen Freunden im Laufe der Zeit unglaubliche Summen vorstrecken, ließ sich ganz von ihnen erhalten und setzte sich dadurch den schlimmsten Anwürfen aus. Das Genie fühlt sich verantwortlich für sich selbst. Eigentlich hätte die Welt, der es doch dient, die Pflicht, es vor Sorge und Not zu bewahren. Aber diese „Welt" versorgt seit Alters her nur die Talente, die allein sie „versteht", und die allein sich ihr aufzudrängen wissen. Muß das Genie für sich selbst sorgen, wenn es sich erhalten will, so greift es nicht selten zu solchen Mitteln, die die bürgerliche Gesellschaft ihrem „Gentleman" verwehrt. Ein Voltaire hat sogar zum Teil recht üble Geldgeschäfte gemacht; als er dann unabhängig war, zeigte sich seine vornehme Art.

Schon in dem Widerspruch, daß das Genie bei seiner hohen Wertung alles Ethischen und bei seinem hohen Gefühl für die eigene Würde sich fallweise mit vollem Bewußtsein und zumeist auch mit voller Offenheit über die Schranken bürgerlicher Anständigkeit hinwegsetzt, muß man wohl eine psychische Anomalie sehen. Gewiß gibt es ganz ungestörte Harmonie in keinem Menschen; zwei Seelen wohnen in jeder Brust. Beim Genie jedoch ist die eine Seele gewissermaßen so hoch entrückt, daß der Abstand von der andern ungewöhnlich groß ist und diese darum vielleicht besonders tief erscheint. Schon dies. Aber in der Tat fallen beim Genie unter gewissen Umständen alle „Hemmungen" weg; es schaltet dann völlig triebhaft, jenseits von Gut und Böse. Das Genie stellt einerseits erhöhtes Menschentum dar, und so zeigt es sich denn oft im persönlichen Leben von tiefster Güte, voll Erbarmen für alles Leid, ja voll Dranges, sich für die Menschheit zu opfern, um sie zu erlösen. Anderseit konnte man Genies wie Schiller und

Dostojewskij, deren Leben dazu nicht im Geringsten Anlaß gibt, Verbrechernaturen nennen, weil sie für den Verbrecher ein solches Verständnis haben, wie es nur aus Verwandtheit hervorgehen kann. In vielen Fällen bekundet sich die psychische Anomalie in wirklicher Störung. Man sieht im Wahnsinn jetzt gerne die Folgeerscheinung einer syphilitischen Ansteckung. Das mag zumeist zutreffen. Aber die Syphilis wurde erst aus Mexiko eingeschleppt, und die Genies, die vorher geistige Störungen zeigten, können darum wohl nicht syphilitisch gewesen sein. Schon Aristoteles jedoch deutet Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn an. Der italienische Jude Cesare Lombroso ist der bekannteste Vertreter der Ansicht, daß Genie und Irrsinn verwandte Erscheinungen seien. In wieweit es völlig gesunde, völlig normale Genies gibt, wird sich schwer feststellen lassen. Goethe, den man hier anführt, gehört jedenfalls nicht dazu; in „Wahrheit und Dichtung" hat er selbst genug Züge von sich erzählt, die durchaus anomal sind. Und wie oft die ethischen Hemmungen noch in reifen Jahren bei ihm wegfielen, sagt das bekannte Distichon Herders:

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe:
Vierzig ward er, und noch wirft er die Leute mit Kot.

Nicht aber als eine Form des Wahnsinns, als eine Neurose hat man das Genie zu betrachten, sondern einfach zu bedenken, daß stets jenes Organ, das am meisten gebraucht wird, am leichtesten von Krankheit oder Störungen befallen werden kann. Wie viele Sänger verlieren die Stimme. Ein Wunder vielmehr ist es scheinbar, daß bei so ungeheurer geistiger Arbeit nicht schließlich alle Genies geisteskrank werden. Dies deshalb nicht, weil fortgesetzte Übung ein Organ auch wieder stärkt, geschmeidig erhält.

Zum ausgesprochenen Wahnsinn kommt es doch nur verhältnismäßig selten. Ziemlich häufig dagegen ist Hysterie. Von einer ganzen Reihe von Genies berichtet man, daß sie unter besonders starken Eindrücken das Bewußtsein verloren. Dante schildert zweimal, wie er gleich einem Steine oder gleich einem toten Körper zu Boden fiel. Auch Napoleon litt an solchen Zufällen; man hat ihn deshalb

für einen Epileptiker erklären wollen. Diese hysterischen Erscheinungen hängen mit der außergewöhnlichen Reizsamkeit zusammen, die das Genie als solches haben muß. Sie treten allerdings nur dort auf, wo der Körper von Natur aus schwach oder durch verschiedene Einflüsse geschwächt ist. Bei dem robusten Flaubert handelte es sich vielleicht um wirkliche Epilepsie, wie er auch selbst annahm.

Zumeist beobachtet man nur geringere Störungen. Wohl am häufigsten ist der Mangel an regelrechter Logik. Das Genie spricht Urteile aus ohne die Zwischenstufen dazu. Nicht nur, daß es diese nicht ausspricht, es denkt sie auch gar nicht. Hierin zeigt sich eine Eigentümlichkeit des genialen Schaffens auch im bürgerlichen Leben, und gerade um dieser Urteile willen gilt das Genie so häufig als „verrückt". Der ungeniale Mensch steht vor seinen Äußerungen verdutzt, ratlos. Versucht er, sie sich begründen zu lassen, so vermag das Genie das nicht. Es hat nur die Behauptung: Es ist so. Da gibt es weiter kein Warum? Es gerät über solche Fragen in die tiefste Verlegenheit. Sehr viele Genies sind aus Mangel der klaren Logik im Leben ganz unbeholfen, hören zuletzt ganz auf zu sprechen. Schumann, der in seinen Aufsätzen so beredt war, gehörte zu diesen großen Schweigern. Selbst Genies, die von berufswegen Reden halten müssen, sprechen stockend, abgebrochen, schlecht. Ihre Reden wirken voll erst im Druck. Man weiß das von Benjamin Constant, von Bismarck. Ist das Genie gar von einer neuen Idee erfüllt, so macht es in seiner Verlorenheit noch leichter den Eindruck des geistig Gestörten. Gewisse Schrullen bilden sich bei fast jedem heraus. Ist ein genialer Mensch zugleich auch Weltmann — er ist es fast immer nur von Zeit zu Zeit —, so nimmt das geradezu Wunder.

Als ein Teil des Nervenlebens erscheint auch das Geschlechtsleben beim Genie vielfach anomal. Es fällt da besonders die Häufigkeit der Homosexualität auf. Schon sind manche so weit, jedes Genie für homosexuell zu erklären. Wenn man bedenkt, daß selbst Goethe, der große Frauenliebhaber, ganz deutliche homosexuelle Züge zeigt, mag man tatsächlich veranlaßt sein, dem Genie eine starke

Hinneigung zur Gleichgeschlechtigkeit zuzuweisen. Ganz ohne solche Hinneigung darf vielleicht niemand gelten; allerdings aber fehlt zumeist jede Hinneigung zu irgendwelchen Handlungen. Namentlich in jungen Jahren ist die Freundschaft zu Menschen gleichen Geschlechts, gleichaltrigen und älteren, fast immer erotisch betont, wie man sich ausdrückt. Wie auch in anderen Beziehungen scheint sich beim Genie hierin die Jugendlichkeit bis tief ins reife Alter hinein zu bewahren. Der reife Mensch wendet dann seine Liebe dem jüngeren zu. Jugendlich bleibt das Genie vor allem darin, daß es den Gleichgeschlechtigen mit wenigen Ausnahmen — Verlaine und Rimbaud — ohne jeden Gedanken an sexuelle Handlungen liebt, daß überhaupt seine Liebe immer in der oberen Sphäre bleibt und niemals sonst gewöhnliche Erscheinungen hervorruft. Fast allgemein hat der hochgeistige Mensch einen Widerwillen gegen den Geschlechtsakt als solchen, er „leidet" unter seinem Triebe. Das vielleicht am meisten bedingt die hohe Schätzung der Freundschaft: Daß David von Jonathan sagen kann, seine Liebe sei ihm mehr als Frauenliebe, daß die Edda sagt: madhr er manns gaman, „der Mann ist des Mannes Freude". Beim Genie ist dieses Gefühl besonders stark. Dazu ist seine Sexualität oft genug ganz unabhängig von der körperlichen Reife. Dante liebt seine Beatrice mit neun Jahren, wo er als zarter Blondling noch ganz unentwickelt gewesen sein muß. Vielleicht kein Mensch sonst, das Genie aber kann „platonisch" lieben. In der Homosexualität wird das Genie, wo es l i e b t, geradezu immer platonisch bleiben. Daß es ohne Liebe gleichgeschlechtige Akte begeht, wie einem Platen nachgesagt wird, hat keine Bedeutung; Oskar Wilde erklärte, es sei gleichgültig, ob man zu einer Laïs oder zu einem Antinous gehe.

Die Häufigkeit gleichgeschlechtiger Neigungen beim Genie kann auch sehr wohl auf einem psycho-physischen Umstand beruhen. Längst hat man erkannt, daß Mann und Weib nicht absolut voneinander geschieden sind, daß eines vom andern Reste von verkümmerten Organen hat, daß es zahlreiche Zwischenstufen gibt. Es ist gewöhnlich nicht schwer, an dem und jenem Genie feminine Eigen-

tümlichkeiten nachzuweisen. Die Eitelkeit bildet da einen der Hauptzüge. Wichtig wird dies aber besonders bei der Frage, ob es weibliche Genies gebe. Der ursprüngliche Sprachgebrauch — noch Schiller schreibt „der Genie" — lehnte weibliche Genies ab; jetzt ist das Wort ein Neutrum geworden. Im allgemeinen ist sicherlich dem Weibe das Genie versagt, und bisher wenigstens ist das Höchste immer nur von Männern geleistet worden. Aber soll man Dichterinnen wie Vittoria Colonna und Selma Lagerlöf, Herrscherinnen wie Elisabeth von England und Katharina II. nicht Genies nennen dürfen? Ganz wie beim männlichen Genie feminine Züge, so erscheinen beim weiblichen maskuline. Selbst in der äußeren Erscheinung zeigt sich das oft. Der junge Goethe, der junge Musset, der junge Gerhart Hauptmann waren von ganz femininer Schönheit, und überaus häufig wird von Genies berichtet, daß sie als Kinder wahre Engelsgesichter hatten. Bei vielen erhält sich diese Art Schönheit auffällig lange. Weibliche Genies haben ingleichen ebenso oft fast rein männliche Züge, gelten darum nicht selten als häßlich. Eine Rosa Bonheur konnte, ohne aufzufallen, in Männerkleidung umhergehn. Von der Hinneigung zur Homosexualität wird bei weiblichen Genies weniger oft berichtet. Aber der Name Sapphos von Lesbos hat dem Sapphismus oder Lesbismus die Bezeichnung gegeben.

Überhaupt nicht ins Gebiet der Sexualität fällt wohl die bei Genies so häufige Liebe zu Kindern. Goethe und Fritzchen von Stein. Das Kind hat in der Unmittelbarkeit aller seiner Regungen, aber auch in der außerordentlich raschen Entfaltung seines Geistes sehr viele Verwandtheiten mit dem Genie; man hat das Kind als solches genial genannt. Ganz ebenso wie aber das Genie das Kind versteht, gerne mit ihm zusammen ist, wird das Kind mit dem Genie ungemein leicht vertraut. Das Kind mag wieder im Genie die ihm verwandte Kindlichkeit herausfühlen, und seine noch nicht abgenutzten Sinne sind gewiß auch unmittelbarer empfänglich für die geheimen Ausstrahlungen, die zweifellos von dem Genie ausgehn. Der Eintritt der Mannbarkeit setzt diesen Beziehungen gewöhnlich

ein Ziel, auch dies ein Beweis dafür, daß sexuelle Regungen da nicht mitspielen, selbst solche im Unterbewußtsein nicht. Ähnliche Liebe bringt das Genie den Tieren entgegen, gelegentlich auch sonst gemiedenen. Bei sehr vielen trifft man die Vorliebe für Katzen, Hebbel hielt sich ein Eichhörnchen und schrieb darüber in sein Tagebuch, Maeterlinck züchtete Bienen, Shelley liebte die Schlangen. Die Hunde und Katzen zeigen sich dem Genie ungewöhnlich freundlich, als fühlten auch sie jene geheime Ausstrahlung.

Mit seinen über die Maßen feinen Nerven ist das Genie empfindlicher gegen alle Eindrücke, reagiert darauf ausgesprochener, vermag vor allem den Widerwillen viel schwerer zu verbergen als der gewöhnliche Mensch. Gerade darum erscheint es sehr leicht abstoßend, und während der eine Bericht es ganz in lichten Farben malt, malt es der andere ganz in dunkeln. Goethe war ebenso anziehend, ja bezaubernd wie unleidlich. Aber an ihm scheiden sich auch die Geister: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Und noch nach seinem Tode wirkt es in seinen Werken ähnlich, bis endlich dem großen Namen sich jede Gegnerschaft beugt.

Was man dergleichen mehr oder weniger gemeinsame Merkmale sonst noch darweisen mag, sie alle beruhen ausschließlich auf der Verfeinerung des geistig-seelischen Wesens, nicht aber auf Krankheit. Wohl kommt es vor, daß ein Genie körperlich oder geistig krank ist, aber gerade dann erscheint es in seinem Schaffen trotzdem gesund, vielleicht nur darin, bis etwa die Krankheit zu tief greift. Schumann war längst wahnsinnig, als er in seinen Tonwerken noch völlig gesund war. Alle zeitweisen oder ständigen Absonderlichkeiten geben noch kein Recht, Genie und Wahnsinn in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Sie berühren sich in gewisser Hinsicht, aber als zwei Extreme. Bildlich dargestellt: ein Kreis mit Scheitelpunkt und Tiefpunkt; von dem Tiefpunkt, dem normalen, gesunden Menschen führt nach der einen Seite der Weg höher und höher zu den Genies, nach der anderen zu den Wahnsinnigen.

Die Typenforschung.

Ludwig Woltmanns „Germanen und die italienische Renaissance“ (1905) ist, so viel ich weiß, das erste Werk, das die Porträtforschung in den Dienst einer Rassenidee stellt. Aber sowohl hierin als auch in der zweiten Arbeit, „Die Germanen in Frankreich“, war es Woltmann nur darum zu tun, die Kultur der beiden behandelten Völker als wesenhaft germanisch zu erweisen. Das Vorwort zu den „Germanen in Frankreich“ verhieß auch noch Bearbeitungen der Anthropologie der nordischen Genies, der Deutschen, Niederländer, Engländer und Skandinavier. Doch schon auch plante Woltmann nach seinen Briefen an mich eine Abhandlung über die Genies der Juden. So hatte sich ihm selbst der Gesichtkreis erweitert. Daß er uns entrissen ward, ehe er alle diese Pläne ausführen konnte, ist ein großer Verlust für die Wissenschaft. Ich hatte, von weitreichenden Studien kommend, von allem Anfang an das Gebiet in seinem ganzen Umfange im Auge und konnte, als ich nach Woltmanns Tode daran ging, seine Forschung weiterzuführen, mehrfach meine Ergebnisse veröffentlichen. Über die Bedeutung der Typenforschung für die Rassenfrage habe ich mich schon in „Rasse und Rassefragen“ („Der Typus der Genies“) ausgesprochen; ich kann hier darauf zurückverweisen. Wie wesentlich aber die Kenntnis des Typus eines Genies zur Beurteilung gewisser Probleme beiträgt, sei hervorgehoben. Houston Stewart Chamberlain betrachtet in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ Napoleon ganz als gelbhäutigen, schwarzhaarigen Agermanen; von da aus gibt es kein Verständnis für sein Genie. Ebensowenig wird er den Chinesen gerecht und nicht anders dem Papsttum. Wie falsch wäre jedes Urteil, das von den heutigen levantinischen Griechen aus die Kunst und Wissenschaft des alten Hellas verstehn lernen wollte. Die Typenforschung hat ihren Wert und ihre Bedeutung für die Gesamterscheinungen wie für die Einzelerscheinungen. In der Arbeit „Die Germanen in Europa“ habe ich ihre Ergebnisse für die Probleme gewisser Gesamterscheinungen fruchtbar zu machen gesucht. Aber

auch hier, wo ich in der Hauptsache einzelne Persönlichkeiten behandle, wird sich aus der Fülle der Einzelheiten ein Gesamtbild ergeben, das dem höheren Probleme dient.

Den Typus der einzelnen Persönlichkeit festzustellen, ist nicht immer leicht und gelingt nicht immer mit wünschenswerter Sicherheit. Unsere Forschung ist jung, und der Forscher sind viel zu wenige. Dazu kommen verschiedene Schwierigkeiten. Bilder und Nachrichten widersprechen einander oft; es gilt dann, näher in die Fragen nach der Herkunft der Nachrichten, nach der Echtheit der Bilder einzudringen. Wir können selbst an Persönlichkeiten der neuern Zeit verfolgen, wie sich ein bestimmtes Bild von ihnen in der Vorstellung festsetzt. Napoleon gilt uns als brünetter Corse, ebenso auch Goethe als tief brünett. Bismarck hinwider bekommt von Denkmal zu Denkmal eine kürzere Nase. Ähnlich verfuhr man schon in alter Zeit. Boccaccio, der siebzig Jahre, nachdem Dante seine Vaterstadt verlassen hatte, in Florenz war, fand dort die Vorstellung von ihm als einem bärtigen, tiefdunkeln Manne. Calvin wird etwa fünfzig Jahre nach seinem Tode mit einem fast mephistophelischen Kinnbarte, einer pechschwarzen, nach unten schlagenden Flammenzunge, konterfeit und gilt als olivenbrauner Südfranzose. Aber selbst schon das berühmte Alexanderschlachtmosaik stellt Alexander den Großen schwarzhaarig dar. Wie erklärt sich das? Vielleicht am einfachsten dadurch, daß sich die Farben eines Bildes in der Vorstellung immer mehr auf Licht und Dunkel, auf Schwarz und Weiß reduzieren, wobei also das Gesicht zunächst weiß, das Haar und die Augen schwarz erscheinen; späterhin wirkt das vermeintlich schwarze Haar, das man mit dunkler Haut verbunden zu finden gewohnt ist, dahin, daß man sich auch das Gesicht dunkel denkt. So malt man Goethe, der bis ins hohe Alter auffallend frische Farben hatte, schon in der Jugend brünett von Teint. Nur die rote Haarfarbe ist in der Vorstellung beständiger; das macht der Abscheu, den man zumeist davor hat. Daß Schiller rothaarig war, weiß jeder. Seltsam ist es, zu beobachten, daß man sich wohl Elisabeth von England der

Wahrheit gemäß rothaarig vorstellt, die blonde Maria Stuart jedoch brünett. Oft aber wirkt bei, daß man in dem Genie etwas Dämonisches sieht und ihm dabei die Farbe der Dämonen gibt. Das ist am klarsten bei Nero, den man sich allgemein als schwarz denkt — daß im Italienischen nero „schwarz" bedeutet, spricht nur wenig mit —; gleichwohl war Nero hellblond.

Daneben hat man aber auch zu berücksichtigen, daß jede Kunst in der Darstellweise einer gewissen Überlieferung folgt. So erfährt man, daß die Griechen auch das blonde Haar nicht goldfarben, sondern braun (melas) wiedergaben. Hätten wir Bilder altgriechischer Persönlichkeiten erhalten, so fänden wir daher das Haar gewöhnlich dunkel; erst die späte hellenistische Kunst gab das blonde Haar mit einem hellen Gelb wieder, das aber auch seinerseit nur Übereinkommen ist. Man muß so geradezu jede Kunst erst im Sinne ihrer besonderen Ausdruckmittel, gewissermaßen in ihrer besonderen Sprache verstehen lernen. Man wundert sich vielleicht auf den altitalienischen Profilbildnissen auch zu dem lichtesten Haar keine blauen Augen gemalt zu finden. Es mag sein, daß die zarte Farbe nicht stand hielt. Ebensogut aber können die Trecentisten und die frühen Quatrocentisten wirklich nur jene gelbgrauen Iriden gemalt haben, die wir auf ihren Bildern finden. In der Tat erscheinen alle lichten Augen in Profilstellung und zumal bei hellem Hintergrund gelblich (echtbraune Augen jedoch immer braun). Solche Augen auch im Profil blau zu malen, ist ein Übereinkommen unserer späteren Kunst. Dies aber greift auch auf manche schriftliche Nachrichten über. Gelegentlich gibt ein Bericht einer gewissen Persönlichkeit lichte Augen, ein anderer braune. Welchem ist zu glauben? Man beobachte: alle lichten Augen erscheinen in gewisser Stellung bräunlich, braune jedoch niemals blau oder grau oder grün. Ebenso ist es mit dem Haar. Selbst sehr lichtes Blond erscheint in mancher Beleuchtung dunkel, etwas dunkleres geradezu schwarz, nicht jedoch braunes oder schwarzes Haar blond. (Nur die Photographie täuscht in dieser Hinsicht, namentlich dort, wo sie mit künstlerischen Lichtreflexen arbeitet, so daß ihr für die

Feststellung der Haarfarbe wenig Bedeutung zukommt; die Augenfarbe dagegen läßt sie mit großer Sicherheit erkennen.) Bekannt ist es ferner, daß das blonde Haar gewöhnlich in späteren Jahren stark nachdunkelt; wenn es zu ergrauen beginnt, wird es vorher manchmal nahezu schwarz und nimmt im Ergrauen sogar einen bläulich-stählernen Schein an. So sind am wichtigsten die Nachrichten über die jungen Jahre.

In vielen Fällen sind unsere Zeugnisse unvollständig. In dem einen betreffen sie nur das Haar, in dem andern nur die Augen, in einem dritten nur die Gesichtsfarbe, die Nasenform oder gar nur die Herkunft. Je weniger ein Volk oder eine Gesellschaftschichte vermischt ist, um so mehr Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß eine daraus hervorgegangene Persönlichkeit denselben Typus hat wie die Allgemeinheit. Zu einer Zeit, da die Dalmater noch als blond galten, waren wohl auch die aus ihnen stammenden römischen Kaiser Blondlinge. Aber auch noch bei sehr gemischten Völkern entsprechen beim Einzelnen einander die Farben wie bei den reinen Typen. Wer blondes Haar hat, der hat gewöhnlich auch helle Gesichtfarbe und blaue, graue oder grüne Augen. In wenigen Fällen kommen hellbraune Augen vor; tiefbraune sind zu blondem Haar selten. Ingleichen entsprechen den lichten Augen gewöhnlich blonde oder braune Haare. Die Verbindung von rein blauen, grauen oder grünen Augen mit echtschwarzem Haar ist Ausnahme und wird gerne vermerkt. Im allgemeinen kann man jede Persönlichkeit, von der man nur die Blondheit bezeugt hat, dem rein nordischen Typus zuweisen. Wo nur die lichten Augen bezeugt sind, ist ein dem nordischen ganz nahe stehender Typus zu vermuten. Große Nase, hohe Gestalt, lichte, rosige Gesichtfarbe sind einzelne nordische Merkmale, die nur in Verbindung mit anderen Zeugnissen gewisse Schlüsse erlauben.

Der nordische Idealtypus ist folgender: blondes Haar, lichte Augen, lichte rosige Haut, ebenmäßiges Gesicht mit kräftiger Nase, über dem Nacken ausgewölbter Schädel, hohe schlanke Gestalt (170 cm und darüber), lange, volle Beine, schmale Füße und Hände. Es darf nicht verwundern,

daß die Höhe dieses Idealtypus nicht eben häufig erreicht wird. Es fragt sich nun, in wie weit Abweichung davon als Trübung zu betrachten ist. Schon in „Rasse und Rassefragen" habe ich betont, daß wohl jede der drei angenommenen Grundrassen ursprünglich Riesen und Zwergformen gehabt habe, daß sich bei der nordischen Rasse nur durch die besonderen Umstände, worunter sie entstand, eine gewisse Gleichmäßigkeit herausgebildet hat. Ich möchte darum in dem kleinen Wuchs allein noch keine Trübung sehen. Ist er noch dazu — wie etwa bei Kant — mit Rhachitis verbunden, so hört er völlig auf, Rassenmerkmal zu sein. Ebenso möchte ich in etwas verbreitetem Schädel bei sonst reinem Typus noch nicht alpinen (mongoloiden) Einschlag feststellen. Die Langköpfigkeit beruht, wie ich in „Rasse und Rassefragen" darlegte, nicht auf dem Index, sondern auf der Profillinie. Gerade beim Genie scheint der Geist sich gelegentlich den Schädel eigentümlich auszuwölben. Immer wieder fällt der unverhältnismäßige Schädel auf; man denke nur an Hebbel, an Richard Wagner. Auch die Blondheit ist kein scharf umschriebener Begriff. Es gehört einige Übung dazu, ein dunkleres Blond von Braun zu unterscheiden. Dem echten Braun fehlt der goldige Schimmer, und gerade dieser ist kennzeichnend. Man kann sogar von einem Schwarzblond reden, so dunkel kann das Haar gelegentlich sein und doch die besondere Eigenschaft des goldigen Scheins haben. Gewöhnlich aber ist es dann stellenweise noch ausgesprochen blond, so namentlich im Barte um den Mund herum. Daß in solchem Haar schon eine gewisse Rassetrübung, wenn auch bei sonst nordischem Typus eine sehr geringe und oberflächliche, zu sehen ist, wird zugegeben werden müssen. Findet man nur das Merkmal brauner Augen bezeugt, so darf man dunkles Haar als entsprechend annehmen, ob braunes oder schwarzes ergibt sich aus den besonderen Umständen. Schwarzes Haar läßt auf braune Augen schließen, braunes Haar ist fast ebenso häufig mit lichten wie mit dunkeln Augen verbunden. Das rote Haar weise ich dem nordischen Typus zu. Nur in verhältnismäßig wenigen Fällen ist es als Mischergebnis zwischen Schwarz und Blond zu be-

trachten, verrät das dann aber dadurch, daß es hart oder kraus ist wie nur echtschwarzes Haar.

Es ist mir wohl bewußt, daß alle diese Merkmale gelegentlich trügen. Nicht die Farbe entscheidet in solchen Fällen, sondern die Wesensart. Ein Lasalle war als junger Mann rötlichblond, aber die Art des Haares ist durchaus negerhaft. Lasalle war Jude, und da ist die Negerkomponente an und für sich wahrscheinlich, aber auch bei Deutschen kommt krauses Haar in allen Farben vor und ist ebenso auf negroiden Einschlag zurückzuführen. Freiligrath erschien geradezu als Mulatte. Anderseit ist auch schwarzes Haar, wenn es fein und schlicht oder leicht gewellt ist, dem nordischen Typus nicht allzu ferne. Immer handelt es sich ja bei den Genies nur um den nordischen Typus und um Mischtypen. Reine Polarmenschen oder Neger gibt es darunter nicht. Selbst die halbwegs bedeutend gewordenen Neger, die unsere Kultur gebildet hat, sind zumeist nur Halbneger. Aus sich selbst hat weder der Negermensch noch der Polarmensch eine Kultur in unserem Sinne geschaffen. So hieße es eigentlich offene Türen einrennen, wenn man die Behauptung zu begründen sucht, der nordische Mensch mit den ihm verwandten Mischlingen habe unsere ganze Kultur geschaffen. Nötig jedoch wird diese Begründung im Sinne der Rassenforschung dadurch, daß eben schon die Mischlinge nicht im selben Maße kulturbildend sind und daß mit dem Versickern des nordischen Blutes die Schöpferkraft endlich ganz aufhört. So erweisen sich dann die Genies, auf denen die Kultur in allem Wesentlichen beruht, als eine Auslese, die stets weit reiner nordisch ist als die übrige Bevölkerung.

Sumer, Babel, Ägypten, Juda.

Die genialen Taten und Errungenschaften in vorgeschichtlicher Zeit können wir kaum bestimmten Völkern, geschweige denn Persönlichkeiten zuweisen. Die Völker, die zuerst in der Geschichte auftreten, die Sumerer und die Ägypter, stehen schon am Anfang auf einer so hohen Stufe,

daß wir eine jahrhundertlange Kultur voraussetzen müssen. Es ist kein Zweifel, daß es sich in beiden Fällen um Eroberer handelt, und da wird, wie immer in solchen Fällen, der Landnahme zunächst eine Epoche der Staatgründung gefolgt sein, die alle Begabung in ihrem Dienste verbrauchte. Erst nach der Befestigung der Herrschaft, die aber eine gewisse Vermischung mit der Vorbevölkerung notwendigerweise mit sich brachte, wird es zu künstlerischer und schriftstellerischer Tätigkeit gekommen sein, erst da wird man den großen Führern Statuen und Denksteine gesetzt haben.

Was uns von sumerischer Kultur erhalten ist, läßt uns ziemlich sicher sein, daß die Sumerer ein nordisches Volk waren. Ihre Sprache zwar wird entweder dem Ugrofinnischen oder der kaukasischen Gruppe zugewiesen, aber doch scheint sie gar manche indogermanische Bestandteile zu enthalten. Man darf gewiß sumerisches urud (Kupfer) mit lateinischem raudus, altindischem loha, altslavischem rudu in Beziehung setzen und auf die indogermanische Wurzel reudh (rot) zurückführen, anag (Zinn) ist altindisches naga, barza (Eisen) lateinisches ferrum (aus fersom), balag (Beil) das altindische paraçu, das griechische pelekys, patesi (Fürst) das altindische pati, das litauische patis, das griechische (des-) potes. Ludwig Wilser, dessen Werk „Die Germanen" ich diese Beispiele entnehme, führt deren noch eine ganze Reihe an. Daß man etwa hier schon eine völlig indogermanische Sprache antreffe, wäre zu viel zu erwarten, verkennte die Art und Weise, wie sich aus der Sprache geringzahliger Herrscher und der überzähliger Beherrschter eine neue herauszubilden pflegt. Es kann uns genügen, daß wir ausdrücklich als „hell" bezeichnete Völker wie die Guti und die Suri (Syrer) schon in der ältesten geschichtlichen Zeit der Sumerer in der Nachbarschaft erwähnt finden; die Amurru (Amoriter) werden von den Ägyptern als nordische Blondlinge dargestellt. Die Bildnisköpfe von Sumerern, die man gefunden hat, zeigen mandelförmige Augen, gerade Nasen, starke Kinne, gut ausladenden Schädel; sie sind weder mongoloid, noch negroid, noch semitisch, erinnern vielmehr an griechische Köpfe. (Nach Heuzey, zitiert von Wilser.) König Naramsin (um

3750 v. Chr.), der Sohn des ziemlich sagenhaften Sargons I., ist auf seiner großen Siegesstele im Louvre mit langem Barte und schier deutschem Helme dargestellt.

Auf die Sumerer, deren Sprache übrigens noch lange als Kultsprache erhalten blieb, folgten semitischsprachige Herrscher. An deren Spitze steht der kanaanäische Amoriter Chammurapi (um 2200 v. Chr.), den man mit dem Amraphel der Bibel (I. Mosis, 14) gleichzusetzen versucht hat, berühmt vor allem durch seine Gesetzessammlung, doch auch ein gewaltiger Eroberer. Wir haben sein Bild auf dem im Louvre befindlichen Dioritblock erhalten, der seine Gesetze überliefert. Er ist da dargestellt, wie er die Gesetze von Samas, dem Sonnengotte, dem Hauptgotte der nordischen Völker, empfängt. Der Gott und der König tragen ähnliche Züge, beide haben gerade Nasen, ganz nordische Augen und lange Bärte. Eine in London befindliche Inschrifttafel stimmt damit überein. Als Amoriter war Chammurapi wahrscheinlich auch blond. Wie nahe das Gesetz Chammurapis dem altgermanischen steht, wie tief es den ganzen alten Orient beeinflußt hat, namentlich Israel, ist wiederholt ausgeführt worden; es ist dabei von untergeordneter Bedeutung, ob es auf den König selbst beziehungweise seine Kammer zurückgeht oder nur schriftliche Festsetzung des alten Gewohnheitrechtes ist.

Schon die Bildnisse Chammurapis weisen keinen individuellen Zug auf, wenn sie auch den Typus recht wohl erkennen lassen. Es setzt sich ein gewisser Königtypus fest und wird mit nur geringer Abänderung auf alle Könige des Landes, auf die Götter und die Großen des Reiches übertragen. Man hat sich gewöhnt, diesen Typus als semitisch zu bezeichnen und denkt dabei zumeist an gewisse jüdische Typen. Aber im Gegensatz zu den Juden, die im allgemeinen von wenig kräftigem Körperbau sind, haben diese Babylonier und Assyrer ungemein starke Muskeln, und sie müssen auch von hoher Gestalt gewesen sein. Nur der Augenschnitt und die hoch ins Gesicht hinauf wachsenden künstlich gelockten langen Bärte, die aber die Perser ganz ebenso trugen, rechtfertigt die Zusammenstellung mit den Juden. Ich denke da an Bildnisse Assurnasirpals (884

bis 860), Salmanassars II. (860—824), Assarhaddons (681—669) und Assurbanipals (669—625), die mir vorliegen. Es sind das Könige aus der Zeit des letzten großen Aufschwunges des assyrischen Reiches, das noch im siebenten Jahrhundert (606) den indogermanischen Medern erliegen sollte.

Ganz wie im Sumerischen haben wir auch im Ägyptischen eine Sprache, die wir keiner bestimmten Gruppe zuweisen können. Vieles darin ist semitisch, vieles aber auch indogermanisch. C. Abel in seiner Schrift „Ägyptisch-indoeuropäische Sprachverwandtschaft" sagt, „das Ägyptische und Indoeuropäische hätten reichlich so viele Wurzeln gemeinsam, als die verschiedenen europäischen Idiome unter sich zu haben pflegen". Ich selbst sprach mich in meiner „Weltgeschichte der Literatur" (1910) ähnlich aus, auch der Däne Hermann Möller bezieht in seinem „Vergleichenden indogermanisch-semitischen Wörterbuch" (1911) das Ägyptische mit ein. In der Tat fand man schon in den neolithischen Nekropolen, die vielleicht bis ins sechste Jahrtausend v. Chr. zurückgehen, an Mumien neben feinen, nicht negerhaften schwarzen Haaren auch blonde und bräunliche. Immer mehr kommt man dazu, den „weißen" Libyern eine große Rolle beim Aufbau der ägyptischen Kultur zuzuerteilen. Sowohl die Temenhus als auch die Libyer werden von den Ägyptern noch in späterer Zeit als nordische Blondlinge dargestellt. Ja noch die griechischen Schriftsteller Skylax, Pausanias und Kallimachos zeigen den Norden Afrikas von blonden Völkern bewohnt, und bis in unsere Zeit haben sich in berberischen Stämmen lichte Typen erhalten. Ein geordnetes Staatswesen hatten neben den Ägyptern nur die Libyer, und mit Scheschonk I. (um 945) kamen sie für eine Dynastie, die zweiundzwanzigste, in Ägypten selbst zur Herrschaft. Dieser Scheschonk, der Sesonchis der Griechen, versuchte noch einmal auch Palästina zu unterwerfen. Außer den Libyern wurden noch verschiedene andere blonde Völker, solche des Nordens zumal, als Söldner ins Land gezogen, ihr Blut ging gewiß zu einem Teil in die einheimische Bevölkerung über. Dennoch waren sie, besonders da sie nur in zeitweisen Wellen

kamen, zu gering an Zahl, den ägyptischen Typus aufzuhellen, wohl aber erhielten sich die Ägypter in ihrem Mischverhältnis so lange gewiß nur durch diesen Zustrom. Mag auch heute unter den christlichen Kopten und den muslimischen Fellachen blondes und braunes noch gelegentlich auftreten, so sind sie doch ausgesprochen braun und weit stärker nigritiert als die alten Ägypter sich selbst darstellten. Sie malen die Männer bekanntlich rot, die Frauen blaß gelblich. Die Haare waren, wie die Mumien zeigen, zumeist braun, ebenso wohl die Augen auch. Auch der Europäer wird unter der ägyptischen Sonne, wenn er nackt geht, schon bei geringer Rassetrübung rotbraun; die stärker getrübten erhalten eine ausgesprochen braune Farbe, wie man in den Sonnenbädern leicht feststellen kann. Den Gesichtern nach aber gab es im alten Ägypten neben stark negerhaften mit aufgeworfenen Lippen ganz rein nordische, die bekannten Bildwerke des Dorfschulzen und des Schreibers Beispiele für jeden dieser Typen.

Die geniale Zeit der Ausbildung der ägyptischen Kultur liegt vor der Geschichte. Für diese Zeit gilt das Wort Eduard Meyers in seiner klar abwägenden „Geschichte des Altertums" (2. Aufl. 1907): „Sehr auffällig ist die Übereinstimmung der Ägypter mit den Libyern, so daß wir wohl annehmen dürfen, daß ihre Vorfahren oder wenigstens das in Ägypten zur Herrschaft gelangte Element ein ursprünglich von seinem westlichen Nachbarn im Wüstenlande kaum verschiedener libyscher Stamm gewesen ist, der ins Niltal eingedrungen ist". Möller läßt die Begründer der ägyptischen Kultur über die Straße von Gibraltar nach Afrika kommen. Herodot freilich nennt sie Phryger; dafür gäben sie sich selbst aus. Zu Herodots Zeit (um 450 v. Chr.) war das Volk schon dunkelfarbig und kraushaarig, so daß er es mit den Kolchiern verglich; auch die Beschneidung hätten Ägypter und Kolchier gemein. Diese dunkle kraushaarige Rasse hat wohl immer die Unterschichte, das eigentliche Volk gebildet, obwohl noch in der dritten Dynastie auf den Fresken auch blonde Typen als Handwerker, Landleute und Hirten erscheinen; diese Blondlinge waren nur Bastarde oder fremde Sklaven, sie zeigen

auch keineswegs den edeln Gesichtschnitt der Temenhus und Libyer, der Seevölker und Chetakönige.

Welche einzelne Persönlichkeiten der alten Geschichte man als Libyer zu betrachten hat, ist bei dem Mangel aller Anhaltpunkte völlig unsicher, ja es fragt sich, ob selbst die ersten namentlich bekannten Herrscher noch reine nordische Menschen waren. Immerhin wird die Königin Nitokris, die die sechste Dynastie beschließt (um 2200), die „Blonde" oder „Rosige" genannt (flavo colore et rubris genis beim armenischen Eusebius). Man weiß auch von Fällen, daß nordische Prinzessinnen nach Ägypten heirateten. Die Hauptfrau Amenophis IV. war Taduchipa, die Tochter des Mitanni-Königs Tuschratta, dessen Name ganz indogermanisch ist. Die Bildnisse, die wir von den älteren Pharaonen erhalten haben, sind zumeist ebenso konventionell wie die babylonisch-assyrischen. Nur von einzelnen gibt es individuell gestaltete Statuen oder Gesichtmasken. So finden wir das Gesicht Amenemhets III. (um 1900) an einer Löwensphinx. Es hat auch selbst etwas Löwenartiges, was ja beabsichtigt sein mag; am meisten erinnert es mit seiner eigentümlichen Stirn- und Nasenlinie und den starken Jochbogen an das Luthers. Amenemhet III. ist der Erbauer des Labyrinths und der Anleger des Moiris-Sees; Herodot nennt ihn nach dem See selbst Moiris (moer, ägyptisch „großes Wasser"). Seiner Dynastie, der zwölften, die aus Theben stammte, gehören an großen Königen noch Amenemhet I. und Senvosret, der Sesostris Herodots, an. In der Folgezeit, um 1700, fielen die Hyksos ins Land ein und errichteten da eine Herrschaft für fast zweihundert Jahre. Man hat den Namen als Heku-Schosu, „Fürsten der Schosu-Beduinen" deuten wollen; in ägyptischen Quellen fand er sich bisher nicht. Bekannt ist ihr Name „Hirtenkönige"; auch Herodot erzählt von einem Hirten Philitios, dem Pyramiden zugeschrieben wurden. In Philitios sieht man den Namen der Philister, die man mit Recht als ein ursprünglich nordisches und mit den griechischen Pelasgern gleichzusetzendes Volk betrachtet. Vielleicht waren sie ein Stamm der Cheta, vielleicht sprachen sie eine semitische Sprache. Die ganze Epoche ist noch

dunkel. Aber man hat den Eindruck, als bereite sie ebenso die rassische und staatliche Wiedergeburt vor wie die dunkle Zeit der germanischen Wanderungen die italienische Renaissance. Es folgen von 1550 an gewaltige Herrscher wie Thutmosis I. und Thutmosis III., die Ägypten in ganz Vorderasien zur Vormacht machen. Die Kultur nahm einen hohen Aufschwung. Man trat zu allen Mächten jener Zeit in Beziehung. Die Erscheinungen dieser neuen Könige sind durchaus nordisch. Amenophis III. rühmt sich, hundertzehn Löwen getötet oder eine Herde Wildochsen gejagt zu haben. Von seinem Sohne Amenophis IV. (um 1360) besitzen wir im Louvre eine vortreffliche Statue. Die Züge sind — anders als auf den schematischen Darstellungen, wo sie mexikanisch-hethitisch zugespitzt erscheinen — gut nordisch. Die Nase gerade und fein, die Augenbrauen stark, die Lippen vielleicht etwas zu dick, doch noch längst nicht afrikanisch. Amenophis IV. wollte einen geläuterten, durchaus monotheistischen Sonnenkult einführen. Er verfolgte den vorherigen Amonkult, ließ den Namen des Gottes von den Denkmalen tilgen, nannte sich auch selbst mit neuem Namen Ech-en-Aton, „Glanz der Sonnenscheibe". Es mag wohl sein, daß seine mitannische (medische?) Gemahlin da beigewirkt hat. Die Verehrung der Sonne als Lebenspender ist nur im Norden möglich; im Süden ertötet sie das Leben. Es ist uns von Amenophis IV. ein großer Sonnenhymnus erhalten, der ebensogut im Rigveda oder in den Gathas stehen könnte und in der Tat in dem hundertdritten Psalm eine auffällige Parallele hat.

Der Atonkult des Amenophis erhielt sich nur kurze Zeit. Haremheb, der Harmois der Griechen, der Minister des Ketzerkönigs, stürzte dessen Dynastie und bestieg als erster Herrscher einer neuen Dynastie, der 19., selbst den Thron. Die Vermählung mit einer Prinzessin gab ihm dazu auch legitime Ansprüche. Es kommt nun zu großen kriegerischen Unternehmungen, die besonders an die Namen Sethos' I. und seines Sohnes Ramses' II. (um 1300) geknüpft sind. Sethos I. sieht man auf einem Felsengrabe in Theben dargestellt. Der Leib ist rot gefärbt, das Gesicht jedoch hell und von Zügen rein nordisch, von Ramses II.

ist die Mumie erhalten, die unzweifelhaft die nordischen Merkmale der hohen Gestalt, des ausladenden Schädels, der gebogenen Nase, der europäischen Augenbildung feststellen läßt. Dazu aber kennt man den Ramses im schönsten Mannesalter von einer herrlichen Statue (in Turin), die seinen Typus vergeistigt. Aber wir können doch wohl annehmen, daß Sethos I. und Ramses II. der Färbung nach Ägypter waren; wären sie es nicht gewesen, so hätte man das doch wohl, wie stark auch die Überlieferung war, in den farbigen Bildnissen berücksichtigt. Ramses II. ist der große Sieger gegen die Cheta; aber der Sieg lief am Ende doch auf einen Vertrag hinaus, und Ramses vermählte sich mit einer Chatti-Prinzessin. Daß die Fürsten der Cheta nordische Blondlinge waren und auch ihre Sprache der indogermanischen zugewiesen wird, habe ich in den „Germanen in Europa" dargelegt.

Im weiteren Verlaufe seiner Geschichte kam Ägypten immer dauernder unter die Herrschaft von Fremden. Der Libyer Scheschonk wurde schon erwähnt. Auch aus Äthiopien kam eine Dynastie; 525 wurde Ägypten persische Satrapie, 332 eroberte es Alexander der Große, und 30 v. Chr. wurde es dem römischen Reiche einverleibt.[1])

Wir wissen derzeit noch viel zu wenig über die alte Geschichte Vorderasiens. Das eine jedoch sehen wir schon klar, daß dort im dritten und im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ganz gewaltige Völkerbewegungen stattfanden; nicht nur Sumer-Babel-Assur und Ägypten, auch das Cheta-Reich haben wir als Weltmacht anzusprechen. Jeweilig gelangten auch kleinere Staaten zu bemerkenswerter Macht. Nur über einen davon sind wir durch die Gunst der Umstände genauer unterrichtet, über den palästinensischen. Daß die Bevölkerung dieses Gebietes, die wir gewöhnlich Juden nennen, nicht als unnordisch anzusehen ist, geht aus genug zahlreichen Zeugnissen hervor. Schon das kann als Zeugnis dafür gelten, daß die Blut-

---

[1]) Vgl. zu dem Abschnitt über die Ägypter die Einführung und die Anmerkungen zu meinen „Ägyptischen Märchen und Mären, überliefert von Herodot aus Halikarnaß". (Aus fremden Gärten, Heft 50.)

nachkommen dieser Bevölkerung, die heutigen Juden, zu einem guten Teil rein nordische Blondlinge sind, wenn auch die Mischlinge überwiegen und neben mongoloiden Bestandteilen sich auch negroide vorfinden. Daß sich das Volk in der ungefähren Zusammensetzung seiner späteren Zeiten erhalten hat, verdankt es seinen religiös-rassischen Gesetzen. Ich verweise hier auf meine Ausführungen in „Rasse und Rassefragen" und in den „Germanen in Europa".

Es ist völlig irrig, sich die großen Könige, Hohepriester und Propheten des Alten Testamentes als kleine, gelbhäutige, schwarzhaarige Juden vorzustellen. Saul (bis um 1030) war „ein junger feiner Mann, und war kein feinerer unter den Kindern Israel, eines Hauptes länger denn alles Volk" (1. Sam. IX, 2, Luthers Übersetzung). Über König David (um 1000) heißt es (1. Sam. XVI, 12): „Und er war rötlich[1]), mit schönen Augen und guter Gestalt". Von Absalom und Adonia, den beiden älteren Söhnen Davids, wird berichtet, daß sie „schön" waren, von Bathseba, der Mutter Salomos, ingleichen. Von Absalom heißt es ganz wie von Saul (2. Sam. XIV, 27 ff.): „Es war aber in ganz Israel kein Mann so schön als Absalom, und hatte dieses Lob von allen; von seiner Fußsohle an bis auf seine Scheitel war nicht ein Fehler an ihm", und weiter wird erzählt: „Wenn man sein Haupt beschor (das geschah gemeiniglich alle Jahre, denn es war ihm zu schwer, daß man's abscheren mußte), so wog sein Haupthaar zweihundert Sekel, nach dem königlichen Gewicht". Mit diesem Haar bleibt er bekanntlich an einer Eiche hängen und findet dann seinen Tod. Solches Haar kommt weder

---

[1]) Luther übersetzt admoni mit bräunlich, wie Voß noch das homerische Xanthos wiedergibt. Daß sich admoni — von adom „rot" — auf die Haare bezieht und nicht, wie einige wollen, auf die Gesichtfarbe, geht aus der Stelle über Esau, den Stammheros der „roten" Edomiter hervor (Genesis XXV, 25): „Der erste, der herauskam, war rötlich, ganz rauch wie ein Fell". Da er ganz von Haar bedeckt war, konnte man die Haut darunter nicht meinen, nur das Haar. Die griechische Übersetzung gibt admoni in beiden Fällen mit pyrrhakes, „feuerfarben" (Pyrrhos = der Blonde) wieder, wonach noch zu ihrer späten Zeit admoni für „blond" gebraucht wurde.

bei Negroiden noch bei Mongoloiden vor, dagegen wird es sehr oft von nordischen Völkern vermeldet. „Schön" werden auch eine Schwester und eine Tochter Absaloms genannt. Bathseba war übrigens möglicherweise Hethiterin; ihr Mann Uria wird ausdrücklich Hethiter genannt. Unter Davids Vorfahren erscheint die Edomiterin Ruth, deren Namen ich indogermanisch als „die Rote" deuten möchte. So erkennt man schon daraus nahe Beziehungen zu nordischen Stämmen. Was jedoch unter „schön" verstanden ward, erhellt aus mehreren Stellen des Hohenliedes, das dabei doch schon aus sehr später Zeit stammt, wahrscheinlich aus der makedonisch-griechischen (332—140 v. Chr.). Da wird der Bräutigam geschildert:

Weiß und rot ist mein Liebster, überragt zehntausend,
Fein Gold ist sein Haupt, krüll sein Gelock[1]).
Seine Wangen sind Balsambeete, wo Würzen sprossen,
Seine Lippen Lilien, von Nardenseim feucht.
Seine Augen Tauben an Wasserbächen,
Wie gebadet in Milch, am Vollen sitzend.
Seine Hände sind Knäufe von Weißgold mit Tarsis besetzt,
Elfenbein ist voll Saphiren sein Leib,
Seine Schenkel Marmorsäulen auf Feingoldsockeln,
Wie der Libanon, mächtig wie Zedern sein Wuchs.

Ganz ähnlich heißt es von der Braut:

Deine Hüften sind rund wie ein Kettchen von Künstlerhand,
Dein Geheimnis ein wohlverwahrt Läglein — nie fehle
[der Mischwein —,
Dein Leib ein Weizenhaufen, mit Lilien umsteckt,
Deine Büste gleich zwei Böckchen, Zwillinggazellen,
Dein Hals wie ein Elfenbeinturm.
Deine Augen sind Hesbons Teiche am Tor Bathrabbim,
Deine Nase der Libanonturm auf Damaskus zu,

---

[1]) Außermetrisch folgt noch „schwarz wie ein Rabe", was entweder Variante für den Fall, daß das Lied auf einen schwarzhaarigen Bräutigam gesungen wurde, oder Glosse aus einer Zeit des gemischten Schönheitideales ist. Jedenfalls steht es im Widerspruch mit dem feinen Gold des Hauptes, das sich neben dem „Weiß und rot" des Gesichtes nur auf das Haar beziehen kann.

Das Haupt auf dir wie der Karmel, die Flechten wie
Ein König liegt in den Schlingen[1]). [Purpur —

Daneben singt ein braunes Landmädchen von sich gegen die weißen Jerusalemitinnen:

Braun bin ich, doch hübsch, o Jerusalems Töchter,
Seht mich nicht an, daß ich braun bin, gepicht von der Sonne.

Das ist ein Motiv, das sich bis heute in den syrisch-arabischen Liedern erhalten hat. Es entkräftet keineswegs den Beweis, daß noch im vierten oder dritten Jahrhundert der blonde Typus als der eigentlich schöne galt. Wir haben aber noch eine Stelle aus älteren Zeiten, die ihn geradezu für allgemein erklärt, wenigstens unter den Herren. Im vierten Klagelied heißt es (7, 8):

Ihre Herrn waren heller denn Schnee, weißer denn Milch,
Röter . . . . denn Korallen, Saphir ihr . . . .
Schwärzer denn Ruß ward ihr Aussehn, man erkennt sie nicht wieder,
Runzlig die Haut auf dem Leibe, verdorrt wie ein Scheit.

Statt „Herrn" oder „Fürsten" will man „Jünglinge" lesen. An den beiden punktierten Stellen stehen Worte, die „der Leib" ('ezem) und „ihr Schnitt" (gizratham) bedeuten. Bleibt man dabei, so mag man sich den Leib rötlich denken — „heller denn Schnee, weißer denn Milch" bezöge sich dann allein auf das Gesicht — und bei dem Schnitt an die Tatuierung, die auch im Hohenliede mit Saphiren verglichen wird („Elfenbein ist voll Saphiren dein Leib"). Näher liegt freilich, die Korallenfarbe auf das Haar zu beziehen, das im Hohenlied bei der Braut dem roten Purpur (argaman) verglichen wird, bei dem Saphir an das Auge, das dort den Teichen von Hesbon oder Tauben in Milch gleicht (die blaugraue Iris in der weißen Sklera). Man lese dann

[1]) Ich zitiere meine eigene Übertragung des „Hohenliedes" (Aus fremden Gärten, Heft 9) und verweise auch noch auf meine in derselben Sammlung gebrachten „Biblischen Novellen" (Heft 4) und „Althebräischen Gedichte" (Heft 32), worin man verschiedene Einzelheiten erläutert findet.

עינם statt עצם und nizratham statt gizratham und lasse die beiden Worte die Stelle wechseln: „Röter ihr Haar denn Korallen, Saphir ihr Aug".

Danach waren noch um 570 v. Chr. die Herren (oder gar die Jünglinge überhaupt) in Palästina allgemein hell von Farbe, und wir können danach nicht nur Saul, David, Absalom und Adonia, über die wir noch besondere Nachrichten haben, daß sie „schön" gewesen seien, sondern alle bedeutenden palästinensischen Persönlichkeiten bis zu dieser Zeit dem nordischen Typus zuweisen, einen Samuel, Elias und Elisa, einen Jesaias und Jeremia, einen Jerobeam I. und Jerobeam II. von Israel, ein Rehabeam und Josaphat, Usia (Asarja), Hiskia und Manasse und Josia von Juda. Schon aber macht sich die Erschöpfung der blonden Rasse darin bemerkbar, daß das Schminken immer gebräuchlicher wird. Von der phönikischen Prinzessin Isebel, der Gemahlin des israelitischen Königs Ahas, wird es berichtet[1]), Jesaja jedoch geißelt bereits die Sitte als allgemein (III 16, 17): „Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehn mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen und haben köstliche Schuhe an den Füßen: so wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen, und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen". In den Evangelien gilt schon das schwarze Haar als das gewöhnliche: „Auch sollst du nicht bei deinem Haupt schwören, denn du vermagst nicht ein einiges Haar weiß oder schwarz zu machen" (Matth. V, 36). Freilich könnte man hier vermerken, daß die Evangelien nicht zu den Herrschenden, sondern zum „Volke" sprächen, und anders als heute, jedenfalls nicht schlechter, haben wir die Rasseverhältnisse unter den Juden auch jener späten Zeit nicht anzunehmen. Wenn sich noch heute blondes Haar bis zu einem Satz von fünfundzwanzig und lichte Augen bis zu einem von fünfzig unter den Juden findet, so werden die Juden der Zeit des Augustus eher heller als dunkler gewesen sein. Dennoch erhielt sich diese Rasse-

[1]) „Und da Jehu gen Jesreel kam, und Isebel das erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht und schmückte ihr Haupt und kuckte zum Fenster aus."

zusammensetzung nur durch die strenge Abschließung des Volkes, die seit Esra und Nehemia ein nur selten durchbrochenes Gesetz war. Schon aber erfolgte sie zu spät. Als Staat verliert Palästina schon 586 mit dem Falle Judas die Selbständigkeit. Die Perser, die syrischen Makedonier, die Römer wurden die Herren. Noch kämpften die Makkabäer für die Freiheit ihres Volkes, und in der Tat errang es unter ihnen und unter den idumäischen (edomitischen) Herodäern wieder eine gewisse Stellung unter den Mächten, aber im Jahre 70 n. Chr. wurde der jüdische Staat endgültig vernichtet. Ebenso verliert die jüdische Literatur die geniale Ursprünglichkeit der großen Propheten, eines Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Deuterojesaja (Jesaja von Kap. 40 an). Immer noch wird vortreffliches geschaffen: das Buch Hiob, das Hohe Lied, die Psalmen; Philo in Alexandrien und Josephus Flavius sind große Gelehrte; das neue Testament hat zum Hauptteil gewiß jüdische Verfasser, obwohl es sich vielfach feindselig gegen das Judentum stellt. Und durch alle folgenden Jahrhunderte hat es den Juden, dem einzigen Volke, das sich durch seine Rassenzucht bis in unsere Zeit erhalten hat, an genialischen Männern nicht gefehlt. Aber die Rassetrübung ist doch schon so stark, daß wohl noch einzelne geniale Staatslenker aus dem Judentum hervorgehen können, aber sich trotz immer wiederholten Ansätzen bisher nirgends ein neues jüdisches Staatswesen begründet hat. Vielleicht erst, wenn sie noch weiter fortschreitet, wird es dazu kommen. Jetzt ist der Individualismus der einzelnen Gruppen noch zu groß. Dann mag ein wirkliches Staatsgenie vielleicht die Masse zur Folgschaft zwingen, wie denn Theodor Herzl bereits eine gewaltige Anhängerschaft für seinen Altneuland-Gedanken zu gewinnen vermochte.

Anders als das palästinische Volk sind die ihm der Sprache nach nahe verwandten Phönizier nach einer Machtentfaltung von wenigen Jahrhunderten spurlos verschwunden. Ihr griechischer Name bezeugt sie als die „Roten“, und noch Aristoteles konnte die das Meer umwohnenden Völker durchweg als blond (pyrrhos) bezeichnen. Das zu seiner Zeit noch bedeutende Seevolk der

Phönizier, die Alexander der Große nur schwer bezwang, konnte er dabei unmöglich außer acht lassen. Wir haben uns also auch die Phönizier der Kolonie Karthago als blond vorzustellen, Hamilkar Barkas, Hanno, Hannibal, den Seefahrer Mago. Wenigstens von Hannibal herrscht diese Vorstellung in der Tat, doch fand ich bisher noch keine Stelle, die sie begründet. Jedenfalls ist er wie auch König David eine Gestalt von typisch nordischem Gepräge, so zwar, daß er bei uns stärkere Sympathie erweckt als die Römer, deren Herren damals noch sehr hochrassig waren. Er ist der Sprosse der Kolonie, der Wikinger.

Neben den schriftlichen Zeugnissen gibt es auch bildliche, die aber betreffen nicht einzelne Persönlichkeiten und auch nicht die Herren, sondern das „Volk", das Heerdienst leistet oder frohnt. Die „semitischen" Typen dieser Darstellungen sind bekannt. Sie zeigen fast durchweg starken Haar- und Bartwuchs, aber nicht rein nordische Züge, vielmehr jene Mischform, die bei tiefer brünetten Juden, bei Griechen, Levantinern und Armeniern häufig ist. Dieser Typus war zweifellos im ganzen Vorderasien der herrschende; er mag sich schon sehr früh aus einer tiefen Durchdringung der vornordischen, wahrscheinlich dawidischen Bevölkerung mit den unvermischt oder schon rassegetrübt einströmenden Norden herausgebildet haben. Wir finden ihn auf den Denkmälern der eine arische Sprache redenden Perser ebenso wie auf den assyrischen, vorderasiatischen und ägyptischen. Die ägyptischen geben das Haar schwarz, die Haut gelb wieder. Der Rückschluß jedoch auf die Herren in welcher Zeit immer ist der Beweiskraft der schriftlichen Nachrichten gegenüber, die sich gerade auf diese beziehen, nicht gestattet, wenn natürlich auch ohne weiteres angenommen werden kann, daß das Blut des Volkes im Laufe der Zeit immer stärker in die höheren Stände hinauf gesickert sein wird. Nur durch das Verschwinden des nordischen Typus wenigstens in seinen Hauptmerkmalen erklärt sich ja uns der Niedergang und Verfall einer Kultur.

Inder, Indoskythen, Perser.

Man kann die Veden der Inder gewiß zu einem großen Teil in das zweite vorchristliche Jahrtausend hinaufrücken, wenn sie auch erst viel später aufgezeichnet wurden, namentlich unter den Liedern des Rigweda ist uraltes Gut. Einigermaßen geschichtlich werden die Inder erst spät. Der Sinn für Chronologie, den wir bei den Völkern des Zweistromlandes, Vorderasiens und Ägyptiens so ausgeprägt finden, mangelte ihnen. Die Nachrichten über ihren Typus sind spärlich. Da sie eine rein nordische Sprache sprechen, müssen wir natürlich annehmen, daß sie ursprünglich nordische Blondlinge waren. So schildern sie denn auch Indra, den Gewittergott, ganz so mit blondem Haar und blondem Bart (harikeça und hariçmaçaru) wie die alten Skandinavier ihren Thor rotbärtig. Agni, der Feuergott, und Surja, der Sonnengott, sind ebenfalls blond; das steht in naher Beziehung zu ihren Elementen. Aber auch Wischnu und Shiva und Wishnu in seiner Hypostase als Krischna werden blond genannt, ja Wischnu und Krischna heißen kurzweg „Hari" (der Blonde). Hervorgehoben wird ferner die Blondheit bei den Pandavas der Mahâbhârata und bei Ráma, dem Helden des großen Epos Ramâjana; allerdings wird Rama in den späteren Teilen ganz zu einer Hypostase Krischnas. Hierzu kommt als wichtigstes Zeugnis, daß die Inder die Kaste mit dem Worte varna, „Farbe", bezeichnen. Offenbar unterschieden sich anfänglich die Kasten ungleich schärfer als heute voneinander durch die bloße Farbe. Noch Haeckel wurde bei seinem Aufenthalt in Indien wegen seiner Lichtheit gefragt, welcher ungemein hohen Kaste er denn angehöre. Mehrfach wird angegeben, daß noch heute der Brahmane — allerdings nur im Norden, wo sich die Kaste einigermaßen rein erhalten hat — weit arischer aussehe als das übrige Volk, sogar lichte Augen kommen noch vor, helle Hautfarbe bis nahe an die der Südeuropäer ist nicht selten. Wie lange sich nordische Merkmale erhalten haben, darüber gibt uns ein Fresko im ersten Höhlentempel von Adschanta Aufschluß, das mit hoher Kunst den Empfang

einer persischen Gesandtschaft durch König Pulikesi II. (um 625 n. Chr.) darstellt[1]). Das Gesicht des Königs ist verwischt. Unweit des Königs steht ein Mann, der einen langen grünen Stab mit beiden Händen hält, vielleicht der Zeremonienmeister; er zeichnet sich durch seine Schmalgesichtigkeit, Schmalnasigkeit und Weiße der Haut aus. Zur Rechten des Königs sitzt eine Frau von ziemlich dunkler Hautfarbe, wohl die Königin; sie hat verhältnismäßig dicke Lippen, aber ein ziemlich ovales Gesicht und hellblaue Augen. Man kann an den zahlreichen Gestalten des Bildes die reiche Farbenskala der Haut von ihren hellsten Tönen bis ins tiefste Schwarz verfolgen. Die Haut des Königs und des Zeremonienmeisters ist sehr hell, schon etwas weniger hell ist die der Königin und zweier anmutiger Frauen, die ihr Kühlung zufächeln. Verhältnismäßig hell ist die Haut von zwei Indiern, die im Vordergrunde sitzend miteinander sprechen. Fast rötlich ist die ihrer beiden Diener und tiefbraunrot die des Türhüters. Zur Linken der Königin sitzt eine reichgeschmückte Zwergin mit besonders dunkler braunroter Haut, und über ihr erblicken wir eine blauäugige Frau von hellgelber Farbe, die an eine Malaiin erinnert. Es fällt auf, wie zahlreich die blauen Augen bei den Indern vorkommen; zum mindesten zwölf haben hellblaue Augen.

Wenn uns die Griechen von Herodot an und ebenso die Römer die Inder als dunkelfarbig schildern, so kommt das wohl daher, weil ihre Gewährsmänner nur mit dem Volke, nicht aber mit den höheren Kasten in Berührung kamen. Doch berichtet Strabo um die Wende der Zeitrechnung, daß sich die nördlichen Inder von den südlichen unterschieden; sie hätten eine Hautfarbe wie die Ägypter (seiner Zeit), doch weder deren Gesichtbildung noch gekraustes wolliges Haar. So mögen die Rasseverhältnisse schon damals ähnlich wie die heutigen gewesen sein, doch waren gewiß die nordischen Merkmale an einzelnen Indi-

---

[1]) Ich gebe auszüglich die Beschreibung des Bildes durch Carl v. Ujfalvy wieder „Zur anthropologischen Geschichte Indiens", (Pol.-Anthr. Revue II).

viduen noch häufiger vertreten und das bis ins siebente nachchristliche Jahrhundert.

Die großen genialen Schöpfungen der Inder fallen fast ganz in die älteste Zeit, wo wir die hellen Kasten der Brahmanen und der Kschatrias noch deutlich von den verachteten unteren geschieden anzunehmen haben. Damals entstanden die Veden und Mahâbhârata und Ramâjana, die freilich erst um 500 v. Chr. und zum Teil noch später ihre uns überlieferte Gestalt erhielten, damals wurde der Buddhismus begründet, bildete sich aber auch der Brahmanismus zu der philosophischen Höhe der Upanischaden empor. In nachchristlicher Zeit kommt es nur nach der Herrschaft der Indoskythen (bis um 350 n. Chr.) zu einer merkwürdigen „Renaissance", die dem alten Schrifttum gegenüber ganz ähnlich wie das italienische dem lateinischen gegenüber ein neues Gepräge hat, doch mit ihm durch die Sprache und die Stoffe enger verbunden ist. Dieser Renaissance gehört Kalidasa und das indische Drama an. Literatur und Wissenschaft erhielten sich übrigens noch lange auf ansehnlicher Stufe.

Die Indoskythen, mit ihrem chinesischen Namen Jue-tschi, gelten als mongolisches Volk, doch hat man jüngst eine ihrer Sprachen, das Tocharische, aufgefunden. Diese Sprache ist rein indogermanisch, stellt sich jedoch nicht zu den arischen Sprachen, dem Sanskrit und dem Persischen, sondern zu den europäischen Sprachen. Von einem der indoskythischen Könige, deren mächtigster Kanischka (seit 78 n. Chr.) war, ist eine vorzügliche Bildnisstatue erhalten. Sie zeigt einen starkmuskeligen, echt nordischen Menschen mit gerader Nase, rein europäischen Augen, starkem Schnurrbart, von jenem kraftvollen Ausdruck, den die alten Germanen hatten; mongolisch ist auch nicht ein Zug dieses Gesichtes. Dürfen wir die Indoskythen tatsächlich den Skythen zuweisen, die ja nach den antiken Nachrichten zu den mächtigsten Völkern gehörten und schon längst in einzelnen Scharen aus ihrer sarmatischen Heimat nach Osten vorgedrungen sein werden, so müssen wir auch sie als von ursprünglich nordischem Typus vermuten. Ausdrücklich nennt Plinius die in Nordchina woh-

nenden Serer — von chinesischem ser, „Seide" — überaus hochgewachsen, rothaarig, blauäugig, dabei wilden Anblickes und mit einer ihrer Umgebung fremden Sprache.

Es ist hier der Ort, auch der übrigen mittelasiatischen blonden Stämme zu gedenken. Chinesischen Quellen zufolge lebten um die Wende der Zeitrechnung am Jenissei die rothaarigen, grün-äugigen Ting-Ling, in Ost- und Mittelsibirien im 6. Jahrhundert die ebenso geschilderten U-sun, die zu Beginn des Mittelalters in Zentralasien sitzen und die Reste der Zun-tschi darstellen sollen. Noch im zwölften Jahrhundert waren die Kaschgaren in Turkestan blond und blauäugig, die Tschuden gleichfalls blond, wohnten an den Quellen des Irawadi blonde Stämme und galten unter den Kin-Kia-Sse, die in Westsibirien wohnten, ihrer mehrere Hunderttausende, schwarze Haare als Wunder; sie selbst waren hochgewachsen, von weißer Gesichtfarbe, rothaarig und grünäugig. Noch heute sind die Kurden zum Hauptteile blond, ebenso die Osseten, die dazu auch eine indogermanische Sprache sprechen. Li-Tai-Po (698—762) schildert die Barbaren an der Nordgrenze Chinas:

Der Ju-tschau-Ritter sitzt zu Pferde kühn,
Die Mütze Tigerfell, die Augen grün . . .
Das Baikalland ist roß- und rinderreich,
Roh essen sie das Fleisch, dem Tiger gleich.
Sie wohnen auf den Höhn des Jen-tschih-schan,
Doch Schnee und Kälte ficht sie wenig an.
Lachend zu Roß dort sitzen selbst die Frauen,
Die Wangen roter Edelstein zu schauen.
Vogel und Wild, nichts, das ihr Pfeil verschont:
Sie reiten, wie berauscht vom Blütenmond[1]).

Man wird den Skythen geradezu alle die blonden Stämme zuweisen dürfen, die wir in Zentralasien seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert erwähnt finden, vielleicht aber auch schon die Leute der Zeit Schi-Hoang-tis, des chinesischen Alexanders, der im dritten Jahrhundert v. Chr. die einzelnen chinesischen Reiche einte und ein Kaisertum

---

[1]) Li-Tai-Po, Gedichte, „Aus fremden Gärten", Heft 1 u. 7.

mit dem Namen seines Landes (Tsin) begründete. Noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert läßt sich die Vorstellung nachweisen, daß die Menschen seiner Zeit blond waren. Tao-Tsien läßt einen Mann das phantastische Land der Pfirsichblütenquelle und dort jene Menschen finden; er berichtet: „Die Männer und Frauen, die dort mit der Aussaat beschäftigt waren, trugen durchweg fremdländische Kleider und hatten blondes Haar, das sie in Büscheln trugen. Sie selbst erzählten, daß sie sich zur Zeit der Tsin-Dynastie, um den Unruhen zu entgehn, in diesem Gebiete niedergelassen und es nicht wieder verlassen hätten".

Enge verbunden mit den Skythen waren die Geten, deren Namen wir in den Cheta und in verwandter Form in den Guti, Goten, Jhudim und Jüten wiederfinden. Nun mag sehr wohl der Stamm der Khitan, die von 907 bis 1125 n. Chr. in Zentralasien ein gewaltiges Reich innehatten, ebenfalls einen verwandten Namen haben. Der Begründer dieses Reiches war Apaokhi. Das kann ohne weiteres germanisch sein und stellt sich vor allem zu Mundiuch, dem Namen von Attilas Vater[1]).

Auf die Khitan folgten die Jue-tschi, um 1200 aber beginnt Temudschin, der sich später Dschingischan nannte, sich sein großes Reich zu erobern. Chinesische Quellen schreiben über die Tataren: „Ihr Gesicht ist breit, flach und viereckig, mit hervortretenden Backenknochen ; wenig Haar an Bart und Lippen; ihr Äußeres ist höchst widerwärtig. Nur der jetzige Beherrscher der Tataren, Temudschin, ist von ungeheuerm Wuchs, mit breiter Stirn und langem Bart; auch zeichnet er sich durch Tapferkeit aus". Hierzu kommt die Nachricht, daß in der Familie Jesugais, seines Vaters, blaue Augen und rötliches Haar vorherrschend gewesen sein sollen. Über Dschingischans Enkel Kublai berichtet Marco Polo, der zehn Jahre lang an seinem Hofe eine hohe Stelle eingenommen hatte: „Kublai, der der

---

[1]) Apa = gotisches aba, „Mann"; uch kommt wohl vom Stamme veihan, althochdeutsch wihan, kämpfen. Vielleicht aber ist es von hauhls, „hoch", abzuleiten. Dann haben wir in dem altdeutschen Namen Abbahoh (9. Jahrh.) einen dem khitanischen restlos entsprechenden. Vgl. auch den medischen Namen Deiokes.

Großherr oder Herr der Herren genannt wird, ist von mittlerer Größe, das ist weder zu groß noch zu klein; seine Glieder sind wohlgebildet und seine Gestalt in den richtigsten Verhältnissen. Er hat eine lichte Gesichtfarbe mit leichtem Rot überzogen wie der liebliche Schein der Rose, was seinem Wesen viel Anmut verleiht. Seine Augen sind dunkel — nach einem andern Texte „blaugrau" — und schön, seine Nase wohlgezogen und vortretend". Ein chinesisches Bild zeigt ihn mit ganz unmongolischem Bart. Weiterhin berichtet Marco Polo von einer „Menge Beischläferinnen", die für den Großchan „aus einer Provinz der Tatarei, namens Ungut, herbeigeführt werden; in der Provinz liegt eine Stadt desselben Namens, deren Einwohner wegen ihrer schönen Gesichtbildung und ihrer lichten Hautfarbe berühmt sind. Dahin sendet er in jedem zweiten Jahre oder auch öfter, wie es ihm gerade gefällt, seine Beamten, die für ihn bis zu vier- oder fünfhundert der erlesensten jungen Mädchen nach Maßgabe der Schönheit auswählen, so wie es ihnen in ihren Vorschriften aufgetragen worden ist." Die Art und Weise der Auswahl wird darauf berichtet und gesagt, daß die geringer „karätigen" unter den Schönen, vom Großchan mit einer Mitgift ausgestattet, den Herren des Hofes zu Frauen gegeben werden. Man hat diese Ungut mit dem Stamme Kungurat, dessen Wohnsitz sich in der Nähe der großen Mauer befand, gleichgesetzt. Dieser Stamm gab nach dem englischen Forscher Yule den Fürsten aus dem Hause Dschingischans mehr Frauen als irgendein anderer. Den Kungurat gehörte z. B. Burteh Fujin an, die Lieblingsgemahlin Dschingischans und Mutter seiner vier Erben, Dschudi, Tuli, Dschagatai und Ogotai, ferner die beiden Frauen Dschagatais, zwei von den sieben Frauen Hulagus, eine Gemahlin Mongus und zwei Frauen Kublais. Hulagu, Mongu und Kublai waren Söhne Tulis. Sie dehnten das Reich noch weiter aus. Kublai eroberte Südchina und nahm seinen Sitz in Peking, Hulagu Persien und ganz Vorderasien. Gleichzeitig drang ein anderer Enkel Dschingischans, Batu, in Rußland ein und gelangte bis nach Ungarn, Schlesien und Livland. Aus dem Reiche Dschagatais, doch nicht aus

seinem Geschlechte, ging Timurleng, der berüchtigte Tamerlan der Europäer (gest. 1405), hervor und dessen Nachkommen Baber und Akbar herrschten als Großmogulen in Indien. Timur hat auf einer indisch-islamischen Miniatur, die Rembrandt abgezeichnet hat, dunkle Hautfarbe, kleinen Schnurrbart und nur schmalen, kurzen Kinnbart. Die Augenstellung ist mongolisch, jedoch die Nase groß. Akbar (geb. 1542) dagegen sieht völlig europäisch aus, nur daß er den Schnurrbart etwas mongolisch trägt. Er hatte wohl dunkle Haare, aber helle Augen und helle Hautfarbe. Es war ihm riesenhafte Körperkraft eigen. Die Geschichte hat ihn den Großen genannt. Er war ein glänzender Feldherr, ein Freund der Künste und Wissenschaften, ein milder und gerechter Herrscher.

Die Inder waren der am weitesten vorgedrungene Stamm der älteren nordischen Völkerwelle; sie unterlagen schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert den persischen Achaemeniden, die das Pendschab dauernd besetzten. Alexander der Große drang ebenfalls bis dahin vor; bis um 93 v. Chr. herrschten in Nordindien makedonische Griechen. Um die Wende der Zeitrechnung brachen die Indoskythen ein, dann kamen die weißen Hunnen, zuletzt die Mongolen (Baber, Akbar), und die herrschten in Delhi nominell bis 1858. Dann ward Indien als Gesamtreich englisch. Der verhältnismäßig rasche Verfall der politischen Macht erklärt sich dadurch, daß die Zahl der nordischen Eroberer von allem Anfang an nicht groß gewesen sein kann und ihr Blut sich, nachdem sie einmal größere Gebiete besetzt hatten, rasch in der Allgemeinheit verlor, sich nur in gewissen Teilen und auch dort nur in den höchsten Kasten wenigstens in den Hauptmerkmalen erhielt. Schon die blauen Augen und die lichte Hautfarbe der Personen auf dem Adschanta-Fresko aus dem 7. Jahrhundert sind vielleicht der neuen nordischen Welle der Indoskythen zuzuschreiben. Es fehlte ein Hinterland mit rein nordischer Bevölkerung; so kommen wohl der Reihe nach jeweilig reine nordische Stämme zur Herrschaft, aber die Größe der Mahâbhârata-Zeit, die Höhe der Veden, der beiden großen Epen, der Upanischaden wird nicht wieder erreicht.

Etwas günstiger lagen die Verhältnisse in dem heutigen Persien. Schon zu der Zeit, als im Zweistromlande noch Sumerer, Babylonier und Assyrer herrschten, deren Kulturen gewiß auf nordischer Grundlage beruhen, die sich aber nichtindogermanischer Sprachen bedienten, haben wir in den Mitani, den nördlichen Nachbarn, ein arisches Volk zu sehen. Um 1450 v. Chr. werden uns ihre Könige Artatama, Schutarna, Artaschuwara und Duschratta genannt, und noch um drei Geschlechtfolgen zurück, bis zu Schauschschata, läßt sich der Stammbaum verfolgen. Die Mitani hatten zu Göttern Mithra, Varuna, Indra und die Nasatya, die Aschwinen der Inder und Dioskuren der Griechen. Alles dies stellt sie zu den Ariern im engeren Sinne, die vielleicht noch kurz vor 2000 v. Chr. eine Einheit bildeten. Wir finden nach der Zerstörung des Mitani-Reiches in derselben Landschaft die Mata, deren Namen noch der antike Matianus lacus (See von Urmia) bewahrt, daneben in späterer Zeit auch die Madai, die „Meder" der Griechen. Man darf in allen diesen Bezeichnungen wohl ebenso denselben Namen sehen wie in Deutscher, Dietscher, Dutchman, Tedesco; auch Dutchman hat sich zu einen Sonderbegriff herausgebildet. Ingleichen hat man die Parsua, die Perser der Griechen, und die Parther gleichzusetzen. Meder und Perser sind nur zwei Stämme eines größeren Volkes. Uralte Geschichte der Meder und Perser ist uns in der griechischen Sage von Medea, der „Mederin", erhalten. Wir sehen Medea sich mit Jason verbinden, an den noch der antike Jasonius mons (der Demawend) erinnert. Dessen Kinder, Pheres und Mermeros, ermordet sie jedoch und gebiert dem Könige Aigeus, zu dem sie geflohen war, den Medos; mit diesem kehrt sie in das heimatliche Kolchis zurück, ermordet da den Bruder ihres Vaters, Perses, und bringt ihren Vater wieder auf den Thron. Dieser heißt als Beherrscher des Landes Aia (Kolchis) Aietes; er ist ein Sohn des Helios. Völkergeschichtlich erklärt sich diese Sage wohl so: Als Stammvolk haben die Arja (Aia) zu gelten[1]).

---

[1]) Die Armenier nennen sich selbst Haik und ebenso ihren Stammvater. Haik bedeutet „Herren". Auch in Hailk steckt arya,

Ihnen ist die Mutter des Medos entsprossen; die Meder sind ein Zweigstamm. Während einer Unternehmung der Meder, die man nicht mehr genauer durchschaut, hat im Stammlande ein anderer Zweigstamm, Perses, die Herrschaft erlangt. Perses wird wieder gestürzt. Die Geschichte zeigt uns in der Tat die stete Nebenbuhlerschaft der Meder und Perser. Die Alten, denen noch wohl bewußt sein mußte, daß Medea die „Mederin" bedeutete, stellten sich Medea blondhaarig vor, wie noch Ovid und Valerius Flaccus bezeugen. Wir haben alle Ursache, skythischen Einschlag bei den Persern anzunehmen. Das erklärt vor allem die Verwandtschaft mit dem Deutschen, die schon den ersten Reisenden aufgefallen ist. Die Skythen gehörten wie die Deutschen zur westindogermanischen Gruppe, während die Perser mit den Indern zur ostindogermanischen gehören.

Es fragt sich nun, für wie lange wir den nordischen Typus bei den Persern als vorherrschend anzunehmen haben. Im Avesta, der jedenfalls auf die Zeit vor Darius zurückgeht, sind „groß von Gestalt, schlank, kräftig, helläugig, schmalfersig, schönwadig" ehrende Beinamen für Götter und Menschen. Bei den Frauen gelten eine schmale Mitte, helle Farbe der Haut, insbesondere an den Armen, große weite Augen, feine Finger und ein wohlgeformter Busen als Schönheitmerkmale. Mehrere Götterbeinamen lassen darauf schließen, welchen Wert der Iranier auf den leuchtenden Glanz des Auges legte. Der Bartwuchs bei den Männern war üppig. (Nach W. Geiger „Ostiranische Kultur".) Zarathustra wird der „weiße" (spithama) genannt. Von Darius (gest. 485 v. Chr.) haben wir ein Bildnis auf dem großen Relief von Behistun, das er selbst zum Denkmal seiner Kriegszüge errichten ließ. Trotz der etwas assyrischen Haar- und Barttracht, die zudem schematisch wiedergegeben ist, erkennt man den reinen Arier in dem großen Auge, der langen geraden Nase, dem feinen, ebenmäßigen Ohr, dem ganzen edeln Ausdruck. Damit stimmt sein Bild auf einer in Neapel befindlichen Vase überein;

---

doch in der aspirierten Form, die uns als Charri schon aus ältester Zeit überliefert ist.

er ist da inmitten seines Kriegsrates dargestellt, trägt Haar und Bart in gleicher Art, doch eine Kopfbedeckung von der Form der phrygischen Mütze. Daß wir die Perser dieser großen Zeit — ich nenne Kambyses I. (gest. um 558 v. Chr.), Kyros (gest. 529), Kambyses II. (gest. 522), den Besieger Psametichs von Ägypten, Darius den Großen, Xerxes (gest. 465), der den gewaltigen Zug gegen Griechenland unternahm — als rein nordische Blondlinge zu betrachten haben, bezeugt sich durch den sogenannten Alexandersarkophag, der Darius III. (gest. 330) und seine Großen bildnisgetreu und in Farbe darstellt. Carl v. Ujfalvy schildert nach diesem Denkmal und den Münzen die Perser der Achämenidenzeit als den Makedoniern, die auf dem Sarkophage mit abgebildet sind, sehr ähnlich[1]). „Die Schädelkapsel war von mittlerer Größe, aber geringer Höhe, das Stirnbein ziemlich breit, die Einsenkung der Nasenwurzel leicht angedeutet, die Nase selbst lang, fein, gebogen oder gekrümmt, mit breiterer Grundlage als bei den Griechen, der Mund wohlgebildet, Haar- und Bartwuchs reichlich. Ihre Schädel waren länger und breiter, aber niedriger als bei den Semiten und auf dem Scheitel, wie auch bei den Makedoniern, deutlich abgeflacht. Sie waren fast alle hellblond oder rotblond wie die Griechen; ihr Gesichtschnitt war feiner, ihr Bau weniger kräftig als bei den Makedoniern". Von Darius III. berichtet Plutarch, daß er der schönste und größte unter den Persern gewesen sei.

Die politische Herrschaft der Makedonen in Persien war kurz. Um 250 v. Chr. nimmt der Parther Arsakas den Titel eines Königs an, sein Bruder und Nachfolger Tiridates siegt gegen die syrischen Seleukiden und sichert die Zukunft des neuen Staates. Die Arsakiden herrschen bis 228 v. Chr. und werden dann von der im engeren Sinne persischen Dynastie der Sassaniden abgelöst; diese unterliegen den Arabern, der letzte sassanidische König Jezdegerd II. fällt 651 durch Verrat. Auch über diese Zeit fehlt es nicht an Zeugnissen. Die Allgemeinheit muß da schon

---

[1]) Zitiert von Wilser in den „Germanen".

ziemlich dunkel geworden sein. Justinus (2. Jahrh. n. Chr.) berichtet, daß sie hochgewachsen seien und eine eigentümliche Hautfarbe hätten. Ammianus Marcellinus (4. Jahrh. n. Chr.) nennt sie schmächtig, ihre Haut schwärzlich oder leichenfarben; ihre Brauen seien geschweift und zusammengewachsen, sie hätten Ziegenaugen, recht schmucke Bärte und langes straubiges Haar. Diese Schilderung stimmt aber doch nicht ganz mit den Bildern überein, die uns die schon erwähnte Felsengrotte von Adschonta noch fast zwei Jahrhunderte später gibt. Die drei dort dargestellten persischen Gesandten beschreibt Carl v. Ujfalvy: „Der erste hat eine verhältnismäßig dunkle Haut und dunkle Haare, der zweite ist hellhäutig und trägt einen Schnurrbart und einen blonden Bart, er hat blaue Augen; der dritte endlich hat eine fast dunkle Haut, aber dabei hellblaue Augen und blonden Bart". Von den zwei noch dargestellten andern Iraniern hat der eine „ein langes bartloses Gesicht mit hellen Augen; seine Stirn ist hervorspringend, seine Nase von sehr feinem Umriß, seine Unterlippe etwas wulstig und sein Haar gelockt. Der zweite, wahrscheinlich ein Diener, ist sehr spärlich gekleidet; er hat einen blonden Schnurrbart, hellblaue Augen und eine sehr weiße Hautfarbe". So ist bis ins siebente Jahrhundert hinein das verhältnismäßig häufige Vorkommen nordischer Merkmale, die allerdings gewöhnlich nicht mit einander vereint sind, bei den Persern bezeugt. Wir sehen in dieser Zeit das Reich noch oft auf beherrschender Höhe. Die Römer und nach ihnen die Byzantiner kämpften umsonst gegen sie; auf gelegentliche Siege folgten immer wieder Niederlagen. Mithradates I. (174—136) schuf den Persern eine Großmachtstellung. Mithradates II. (bis 76 v. Chr.) hielt die siegreichen Jue-tschi auf; er führt den Beinamen der Große. Pakoros, der Feldherr Orodes' I. (bis 37 v. Chr.), drang bis gegen Antiochia vor; Syrien und Kleinasien wurden von den parthischen Scharen überflutet. Von den Sassaniden waren Schapur I. (241—272) und Schapur II. (309—380) gewaltige Krieger. Chosrau Anuschirwan (531—579) führte das Sassanidenreich auf seinen Gipfel; er erwarb sich als Herrscher den Beinamen des Gerechten.

Die geistige Kultur war in einzelnen Epochen sehr hoch. In der ersten Arsakidenzeit wirkte noch der griechische Einfluß nach; Chosrau Anuschirwan gründete 350 in Gundeschapur eine Universität, wo sich indische und griechische Wissenschaft begegneten. Unter den ersten Sassaniden wurde der Avesta aufgezeichnet. Eine reiche Literatur im sogenannten Pehlewi entstand, die zwar zum großen Teil untergegangen ist, aber in Firdusis „Schahname" ihren Stoffen und ihrem stolzen ritterlichen Wesen nach weiterlebt.

Nach der Begründung der arabischen Herrschaft verliert Persien seine politische Bedeutung. Aber zunächst leistet es noch in der Dichtkunst und in der Wissenschaft Glänzendes. Ganz Europa kennt und bewundert Firdusi, Hafis, Saadi, Dschami, Omar Chajjam, Dschelal ed Din Rumi. Aber man muß auch betonen, daß die arabische Wissenschaft, die dem europäischen Mittelalter so viel bedeutet hat, zum Hauptteil von Persern in arabischer Sprache geschaffen worden ist. Ja, der bedeutendste arabische Dichter der nachmohammedischen Zeit ist der Perser Abu Nuwas (gest. 810). Die „arabischen" Ziffern verdanken wir den persischen Mathematikern. Rhazes, der Mediziner, Alfraganus, der Astrolog, bekannt aus Schillers Wallenstein, Avicenna, der Philosoph, waren Perser. Ich verweise im übrigen auf meine „Weltgeschichte der Literatur" (Bd. 1), wo ich die wichtigsten Namen aus allen damals gepflegten Wissenschaften angebe.

Schon zu Firdusis Zeit (um 1000) muß die Blondheit so gut wie völlig verschwunden gewesen sein. Nicht nur, daß sie im Schahname, so viel ich ersah, nirgends erwähnt wird, der neugeborene Sal wird geradezu deswegen als ein Scheuel ausgesetzt, weil er weiße Haare hat. Aber andere nordische Merkmale haben sich gewiß viel länger erhalten. Die Perser von heute freilich sind ein tief brünettes Volk, das politisch zu kläglicher Ohnmacht verdammt ist und keine Wissenschaft und keine irgendwie bemerkenswerte Dichtkunst mehr hat. Ein turanisches Geschlecht hat den Thron inne.

Griechen und Makedonier.

Der griechischen Kultur ist ohne Zweifel eine andersartige viel ältere vorausgegangen. Namentlich auf Kreta haben sich zahlreiche Denkmäler erhalten, so zwar, daß man in Kreta den Mittelpunkt dieser Kultur sehen kann. Nur ein Ableger davon scheint die mykenische zu sein, die jedoch den allgemein gebrauchten Namen gegeben hat. Doch spricht man auch von einer minoischen Kultur, nach dem Könige Minos von Kreta. Je mehr man diese Kultur erforscht, um so deutlicher werden ihre vielfachen Beziehungen zur ägyptischen. Die Meinung konnte entstehn, daß diese ganze alte levantinische Kultur einer einzigen Rasse zuzuschreiben sei, einer rotfarbigen Rasse, die in der Tat auch auf Kreta als vorherrschend bezeugt ist. Man bemerke, daß der in der Bibel überlieferte Name Kaphthor für Kreta, das ägyptische Kafte (Kreter) mit dem Namen der Ai]gypter, der heutigen Kopten, übereinstimmt[1]), ferner, daß an der Spitze der ägyptischen Kultur Menes, an der der kretischen Minos steht, denen jedoch der Gesetzgeber Manu der Inder und der Mannus der Deutschen entspricht. Das richtigste dürfte sein, eine urgeschichtliche gemeinsame Kultur Ägyptens und Kretas anzunehmen, als deren Begründer die blondhaarigen nordischen Mumien der ältesten Gräber anzusehen sind; der Bruder des kretischen Minos, Rhadamantys, wird bei Homer ausdrücklich blond (xanthos) genannt, einer seiner Söhne hieß Glaukos („Hellblonder"). Die Menschen dieser Kultur verloren sich als Rasse bald genug in der dunkeln Vorbevölkerung, hellten diese durch ihr Blut auf und gaben ihr die Fähigkeit, noch geraume Zeit eine gewisse Kulturhöhe zu bewahren. Auf Kreta scheint sich — in den Eteokretern — noch bis in die achäische Zeit ein Rest dieses Volkes mit der alten Sprache erhalten zu haben.

Eine ganze Reihe von Völkern muß im Laufe der Jahrhunderte gerade Kreta heimgesucht haben. Es heißt, daß dort siebzig Sprachen herrschten. Man hat verschiedene

---

[1]) Er lebt auch noch fort in Gipsy, Gitano, „Zigeuner".

Denkmäler davon aufgefunden; mehrere Sprachen sind noch ungedeutet. Wahrscheinlich wird sich auch in den nichtindogermanischen nordisches Sprachgut finden, wie im Ägyptischen und im Semitischen. Als Indogermanen können wir jedoch wohl erst die Völker der achäischen Epoche betrachten. Die ägyptischen und assyrischen Zeugnisse nennen uns als diese Völker die Schardana (Sarden), die Takkar (Teukrer, Troer), die Danauna (Danaer), die Turscha (Tyrsener, Tyrrhener, Etrusker), die Pulasati (Philister, Pelasger), die Schakalascha (Sagalassier in Pisidien), die Lukki (Lykier), die Akaiwascha (Achaier). Die Namen dieser Völker sind mehrfach nicht an eine Landschaft gebunden. Von den Sarden hat Sardinien den Namen und ebenso Sardes in Kleinasien, die Lykier kann man sehr wohl mit den Ligurern verbinden, Pelasger erhielten sich mit ihrem alten Namen in Thessalien, aber auch im Peloponnes; die Bibel erwähnt, daß die palästinischen Philister von Kreta kamen und David sich eine Leibwache von Krethi und Plethi, Kretern und Philistern, hielt. Danuna gab es ebenso auf den Inseln und in Palästina, daneben in Kalabrien die Daunier. Sehr oft wird die Kultur dieser Zeit pelasgisch genannt und damit wieder die Vorstellung verbunden, die Pelasger seien ein brünettes mittelmeerländisches Volk gewesen. Doch wir können nicht daran zweifeln, daß auch sie Indogermanen waren. Das älteste Heiligtum des alten nordischen Himmelsgottes, des Djaus-Zeus in Griechenland, das in Dodona, wird von Homer das des „pelasgischen" Zeus genannt. So mag in der Tat der Name Pelasger zu einer gewissen Zeit vorgeherrscht haben; die homerischen Epen zeigen die Achaier an der Spitze, daneben die Danaer, deren Namen aber bereits für ein und dasselbe Gesamtvolk gebraucht werden. Sehr wahrscheinlich waren die genannten Völker nicht eines Stammes, doch erschienen sie den Alten verwandt. Thukidides setzt Pelasger und Tyrsener gleich, anderseits galten Herodot Karer, Lykier, Phryger, Lydier und Myser, den Römern Lydus und Tyrrhenus als Brüder, die Etrusker als Nachkommen der Sarder oder als Einwanderer aus Thessalien. Auch die Troer oder Dardaner gehören dieser Epoche an; sie galten

als Phryger und diese wieder als Thraker. Alles spricht dafür, daß wir die Stämme dieser großen Völkerwelle, die um 1200 mit den Ägyptern in feindliche Berührung kam, der Hauptsache nach als thrakische zu betrachten haben. Namen rein thrakischer Bildung findet man bis nach Palästina, das von den Pelasgern = Philistern den Namen hat. Dem palästinischen Jordan (hebräisch jardēn) entspricht je ein Jardanos in Kreta, in Elis und in Lydien[1]). Den Thraken scheinen auch die Völkernamen mit dem Stamme op zuzuweisen zu sein, die Almopen und Deuriopen in Makedonien, die Kassopen in Epirus, die Dolopen im Pindus und auf der Insel Skyros, die Dryopen am Oeta und im Peloponnes, die Messapier, auch die Namen Mopsopia (= Attika), Kekrop[s und Pelop[s. Ich sehe in op das gotische aba, „Mann"; es sind Bildungen wie Germanen, Alemannen, Dutchmen. Ebenso gelten für thrakisch die Bildungen mit on wie Makedonen, Paionen, Maionen, die Jawonen (ursprünglicher Name der Jonier), die Landschaften Mydonien, deren es je eine in Makedonien, in perischem Mysien und Bithynien gibt, und Lykaonien. In dieser Silbe sehe ich das germanische ing und ung in Nibelungen, Thüringen usw.; dieses muß früher ganz ähnlich dem griechischen on gelautet haben, denn Tacitus schreibt Istvaeones (Istwinger), Ingvaeones (Ingwinger), Hermiones (Herminger), woneben aber auch schon Namen auf -ingi vorkommen. Ein so gelehrter und genauer Forscher wie Karl Penka sieht in den großen vorgriechischen Stämmen vor allem Thraker. Leider ist uns keine eigentlich thrakische Sprache erhalten, so daß wir im Einzelnen wohl immer unsicher sein werden. Bestechend ist die Meinung, daß das Albanische eine der Sprachen jener Völker sei. Auf jeden Fall sind Namen wie Achilleus, Odysseus (Ulysses, Ulixes), Peleus, Kekrops, Pelops und fast alle der alten Sagen ungriechisch. Mehrere davon lassen sich recht wohl aus dem Albanischen deuten, so Achilleus[2]) als Eschensproß (ahi,

---

[1]) Dan = „Fluß". Vgl. Donau, Tanaïs, Danaper (jetzt Dnjepr), Danaster (jetzt Dnjestr).

[2]) Achilleus ist ein Heilandgott wie Agni, Krischna, Christus. Wie bei andern verbindet sich auch bei ihm Sonnen- und Feuer-

jetzt „Buche", doch urverwandt mit Esche), lej, „geboren werden"), Kekrops, den Autochthonen, als Erdmann (kakör, Erde, Kot; op = gotisches aba, Mann), Pelops, der mit Hilfe geflügelter Rosse im Wagenrennen den Sieg und die Hand der Königstochter gewinnt, als Stutenmann (pelö, „Stute") — Peleus, Pelias sind ähnliche Namen und haben ihre Parallele in griechischen Namen wie Hipparchos, Philippos, in germanischen wie Hrosmar, Hengist und Horsa —; Odysseus (Ulysses) mag mit udha (auch ula gesprochen), „Reise", zusammengestellt werden.

Welche Sprachzugehörigkeit nun auch diese Stämme haben mögen, jedenfalls sind die Träger der homerischen Kultur aufs deutlichste als nordische Blondlinge gekennzeichnet. Xanthos ist wahllos gebrauchtes Beiwort; am häufigsten wird es Menelaos gegeben. Welche Farbe damit gemeint ist, ersieht man daraus, daß das Haar mit der Blüte des Hyakinthos, der Feuerlilie, und mit Gold, das über Silber fließt, verglichen wird. Auch auf die weiße Hautfarbe und die hohe Gestalt beziehen sich mehrere Stellen. Nur zwei achäische Männer werden als von abweichendem Typus geschildert, Thersites und Eurybates, der Herold des Odysseus. Thersites wird in der Ratsversammlung der Griechen vorgeführt:

Alle setzten sich nun und hielten sich still auf den Sitzen;
Nur Thersites, der maßlose Schwätzer, lärmete weiter,
Dessen Herz mit vielen und törichten Worten erfüllt war,
Immer verkehrt, in Ungebühr, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das für die Argeier zum Lachen
Wäre. Der häßlichste Mann, der hier vor Troja gekommen:
Schielend war er und lahm am andern Fuß; und die Schultern
Rund und gegen die Brust ihm geengt; und oben erhub sich
Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.
Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus;
Denn sie lästert er stets. Und dem göttlichen Agamemnon

---

mythus. Als Sonne ist er der Sohn der Wassertiefe, der Thetis, als Feuer der aus dem Holz (durch Reibung zweier Hölzer) geborene. Vgl. über diese Vorstellungen Leopold von Schröders bedeutsames Werk „Arische Religion" (Leipzig 1915 ff.).

Kreischt er jetzo entgegen mit Schmähungen. Rings die Achaier
Zürnten ihm, heftig empört, und ärgerten sich in der Seele[1]).

Man erkennt in Thersites sofort den Rassefremden, den levantinischen Mediterranen, der dem nordischen Menschen auf die Nerven geht. Die Färbung ist nicht angegeben, aber wenn man auch hier das Albanische heranzieht, so hieße Thersites ungefähr „Der Dunkle" (terr, „dunkel", terrsi „Dunkelheit"). Über Eurybates heißt es:

Runde Schultern, dunkles Gesicht und wolliges Kraushaar.
. . . Odysseus schätzte vor allen
Andern Genossen ihn hoch, weil er niemals anderes Sinns war.

Nur an einer einzigen Stelle wird der sonst xanthos genannte Odysseus dunkelfärbig geschildert, da wo ihn Athene aus einem Greise zurückverwandelt:

Plötzlich umhüllte der schöngewaschene Mantel und Leibrock
Wieder Odysseus' Brust, und Hoheit schmückt' ihn und Jugend;
Dunkel wieder wurde die Haut und voller die Wangen
Und smaltfarben wieder der Bart, der sein Kinn umsproßte.

Odysseus hat hier den smaltblauen Bart des Poseidon, dessen Hypostase er ist; sonst ist das vergessen und seine Gestalt ganz vermenschlicht. Die Götter wurden in älterer Zeit oft ganz in blauer Farbe dargestellt, der Farbe des Himmels und des Meeres; so hat Zeus noch smaltene Brauen. Bei dem Trojaner Hektor dagegen scheint die „smaltene Mähne" Rassemerkmal zu sein; Hektors Schwester Kassandra gleicht der Aphrodite, die gewöhnlich die „goldene" heißt. Vielleicht waren die Troer zu der Zeit der Kämpfe, die ihre Stadt in Schutt verwandelten, wirklich schon nicht mehr so rasserein wie die Achaier; sie mögen in Kleinasien rascher dem Verschmelzen mit der stark gemischten Vor-

---

[1]) Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß, durchgesehen und eingeleitet von Otto Hauser. Deutsche Bibliothek, Bd. 10.

bevölkerung ausgesetzt gewesen sein, und diese Bluttrübung bereitete ihren Untergang vor.

In der homerischen Ilias ist zweifellos ein Mythos mit der Erinnerung an ein geschichtliches Ereignis zusammengeflossen, wie wir das ähnlich auch an der Gestaltung der Argonautensage beobachten können. Die geschichtlichen Ereignisse dürfen wir wohl in dieselbe Epoche versetzen, da die Machtentfaltung der Achaier auch nach Süden ging (um 1200). Nur von den südlichen Völkern haben wir — auf Kreta und in Ägypten — farbige Bildnisse. Die Pulasati (Philister = Pelasger) erscheinen da von leicht getrübtem Typus, der nach Georges de Lapouge ganz an den klassisch-griechischen erinnert, die Schardana (Sarden) von kanaanitischem. Die Bildnisse von Kreta zeigen bei den Männern zumeist dunkle Hautfarbe, bei den Frauen helle, wie auf den ägyptischen. Noch bis in spätere griechische Zeit erhielt sich in der Vasenmalerei dieses Schema, so zwar, daß die Hautfarbe der Männer da vielfach schwarz ist, während Haar und Bart und Gewand rot sind. Auch hier kann man wohl nicht ohne weiteres die rassische Grundlage wegleugnen. Bedeutsam ist jedoch, daß auch Bildwerke mit rein nordischem Typus erhalten sind, so ein bemalter Sarkophag, der eine Frau mit blondem, rosendurchflochtenem Haar darstellt. Eine Goldmaske zeigt die lange feine Nase, die Augen- und Lippenbildung der nordischen Rasse.

Ilias und Odyssee reichen in ihren ältesten Gesängen vielleicht bis ins elfte Jahrhundert hinauf, abgeschlossen wurden die beiden Epen unter den Peisistratiden (6. Jahrh. v. Chr.). Es ist wohl erlaubt, nicht nur die Persönlichkeiten der Dichtung, sondern auch die vornehmen Zuhörer, für die sie bestimmt war und deren Art sie vielfach getreuer wiedergab als die des schon halb vergessenen Altertums, sich blond vorzustellen. Alle übrigen Zeugnisse stimmen damit zusammen. Noch Adamantios, der auf Polemon (um 190 v. Chr.) zurückgeht, schildert die freien Griechen als „groß, sehr breit, aufrecht, von gutem Bau, sehr weiß von Haut, blond“. Allerdings aber machte schon Aristoteles (um 350 v. Chr.) die Beobachtung, daß das Haar in späteren

Jahren sich dunkel färbe, während der Bart hell bleibe. Die entzückenden Terrakotten aus Tanagra, Korinth, Attika, die auch zumeist aus dem vierten Jahrhundert stammen, geben den Frauen und Mädchen, die sie darstellen, fast durchweg blondes Haar, blaue Augen und rosige Farbe; nur Sklaven oder Nichtgriechen werden dunkel dargestellt. Daß die dunkelhäutigen und kraushaarigen als gewinnsüchtig und minderwertig galten, überliefert ebenfalls Adamantios. Hierzu kommt, daß Bakchylides (um 470) die Lakedaimonierinnen schlechthin blond nennt, ebenso Pseudo-Nicearchus die Thebanerinnen.

Dennoch wird man auch schon für die ältere griechische Zeit eine gewisse Beimischung dunkeln Blutes annehmen müssen. Thersites ist, obzwar verachtet, kein Sklave, sondern ein freier Grieche. Wir finden um 650 v. Chr. einen Bildhauer Melas (der Dunkle) auf Chios erwähnt. Anakreon (gest. nach 514) klagt darüber, daß sein dunkles (melas) Haar weiß werde. Sokrates (gest. 399) schildert sich bei Plato, seinem Schüler, als mit aufgestülpter Nase. Die Büsten, die ihn darstellen, sind vielleicht nur Phantasie. Denn zu Lebzeiten scheint Sokrates nicht im geringsten die Bedeutung gehabt zu haben, die er später dadurch erhielt, daß Plato in seinen ersten Schriften ihn zum Dolmetsch der eigenen Gedanken machte. Jene Büsten geben einen breitnasigen, häßlichen Fauntypus wieder, der noch heute auf dem Balkan vorkommt. (Der serbische Lustspielverfasser Glischitsch hat dasselbe Gesicht.) Auch Theokrit (geb. um 324 auf Sizilien), der erste große alexandrinische Dichter, kann nach seiner Büste nicht als rein nordisch angesehen werden. Sein Gesicht ist etwas zu breit, die Nase zu kurz, der Schädel zu rund. In seinen Idyllen läßt er neben den blonden Hirten Menalkas und Daphnis auch einen dunkelbrauigen und eppichlockigen auftreten (20. Idylle), ja er läßt ihn sogar in der ersten Person sprechen, so daß man vielleicht annehmen kann, er habe sich selbst darin gezeichnet; die Haut ist freilich noch weiß und des plötzlichen Errötens zur Farbe der Rose fähig und das Auge heller als das von „Zeus blauäugiger Tochter". In einem andern Gedichte (29. Idylle) mahnt er einen Knaben an die Zeit, da ihm

das Kinn mit dem männlichen Bart sich bräunen werde. Übrigens besang schon Alkaios (7. Jahrh.) nach Horazens Überlieferung einen dunkelhaarigen und dunkeläugigen Lykos. Wie allgemein auch die Blondheit Schönheitideal war, so gab es doch gewiß auch schwarzhaarige Mischtypen, die — bei rein nordischem Gesichtschnitt — als schön gelten mußten.

Wir haben gewiß die große Mehrzahl der freien Griechen bis zur Zeit ihrer Unterwerfung durch die Makedonier (338), ja bis um 200 n. Chr. (Polemon) als blond und helläugig zu betrachten. Ich habe allgemeines hierüber in „Rasse und Rassefragen" (S. 39—43) gesagt. Die Einzelzeugnisse sind spärlich. Aus einigen Namen kann man auf Lichtheit schließen, vor allem aus den mit leukos, „licht", glaukos, „hellblond" — wie das slavische plavo bezeichnet es zugleich die Farbe der hellen Iris —, xanthos, chrysos, „golden", pyrrhos, „feuerblond", zusammengesetzten. Da finden wir denn um 650 einen von Archilochos besungenen Wachsbildner Glaukos, um 600 Glaukos von Chios, der als erster Kunstgegenstände mit Hochbildern von Pflanzen und Tieren goß, zur selben Zeit den Lyriker Xanthos, den Vorgänger des Stesichoros, um 500 den Baumeister Pyrrhos in Olympia, den Philosophen Leukippos[1]), den Begründer des atomistischen Systems, und Xanthippos, den Flottenführer, Gegner des Themistokles, um 450 Glaukos von Rhegion, der zu den ersten griechischen Literarhistorikern gehört, den Geschichtschreiber Xanthos, den Lydier, und den atheniſchen Bildhauer Pyrrhos. Im dritten Jahrhundert lebten der Philosoph Pyrrhon aus Elis, der Begründer der skeptischen Schule, Chrysippos, neben Zenon der berühmteste Stoiker, und der karthagische Feldherr Xanthippos, ein gebürtiger Lakedaemonier. Ausdrücklich blond genannt wird der atheniſche Staats-

[1]) Die Bildungen auf -ippos oder -ippe besagen nicht, wie man gelegentlich vorgetragen findet, „Pferde besitzend", sondern nennen das Kind selbst ein Pferdlein oder eine Stute. So ist Chrysippos „Goldpferd", Leukippos „Weißpferd", Xanthippos „Blondpferd", Xanthippe „Blondstute". Die Römer gaben sogar den Namen Porcula, „Schweinchen".

mann Kritias d. A. — von Solon in einem Epigramm —, Sappho (um 600) heißt bei ihrem Landsmanne Alkaios „honighaarig"; der Honig hat als stehendes Beiwort xanthos. Daß Sappho in späteren Berichten als dunkel geschildert wird, geht wohl darauf zurück, daß sie als die „männliche" galt (vgl. S. 14). Sie gehörte dem Adel ihrer Insel an und wird schon darum dessen Typus gehabt haben. Blond war gewiß auch Perikles (gest. 429), denn sein Vater, der Sieger von Mykale, hieß Xanthippos, und er selbst gab einem seiner Söhne diesen Namen. Aber er hatte nach Plutarch einen Meerzwiebelkopf (Skinokephalos) und ließ sich deshalb immer nur mit dem Helm auf dem Haupte abbilden. Es mag sich da um eine krankhafte Erscheinung wie etwa bei Alexander von Humboldt oder Menzel handeln; sein Gesicht ist rein nordisch. Außerdem finden sich noch Nachrichten über Alkibiades (gest. 404), daß er von hervorstehender Schönheit war, über Aspasia, eine jonische Griechin, die am persischen Hofe großen Einfluß hatte (um 360) — daß sie wegen ihrer blühenden Gesichtsfarbe „die Geschminkte" (Milto) genannt wurde —, über König Agesilaos von Sparta (gest. 360), den vielbewunderten Feldherrn — daß er klein von Gestalt und von unscheinbarem Äußern gewesen sei und an einem Fuße gelahmt habe.

Ziemlich zahlreich und auch bekannt sind die Statuen und Büsten großer Griechen. Eine ganze Reihe davon sind Werke der höchsten Kunst. Ich zähle auf als die wichtigsten: Aischylos, Sophokles, Euripides, Menandros, Poseidippos, die Dramatiker, Theokrit, den Idyllendichter, Herodot, Thukidides und Xenophon, die Geschichtschreiber, Sokrates, Platon, Aristoteles, Epikuros, Zenon, die Philosophen, Lysias, Demosthenes, Aischines und Isokrates, die Redner, Hippokrates, Archimedes, Perikles. Unnordisch ist davon nur das Gesicht des Sokrates, Theokrit erscheint als Mischling geringen Grades, Isokrates hat einen etwas aufgetriebenen Kopf. Von edelster Bildung ist Sophokles, aber Herodot, Thukidides, Euripides, Aischines, Aristoteles geben ihm wenig nach. Dabei hat jeder Kopf sein Sondergepräge. Ein schwaches Werk ist die Büste Platons. Sie

gibt nichts von dem außerordentlichen Geiste wieder; das ganze Gesicht ist zu sehr ins Breite geraten, selbst schon im Nasenrücken. Dennoch sind die Züge ausgesprochen nordisch. Platon gehörte dem hohen Adel an, hieß eigentlich Aristokles und wurde Platon (von platys) wegen seiner „schlanken" Gestalt genannt.

Alle diese Persönlichkeiten gehören der Zeit bis um 200 v. Chr. an. Danach gibt es wohl noch eine ungemein hochstehende Kunst — die melische Venus und der farnesische Stier sind damals entstanden —, eine feinsinnige Dichtkunst, eine rege Wissenschaft, die ihren Sitz in Alexandria hat, aber um die Wende der Zeitrechnung erlischt der Geist des alten Hellas geradezu völlig. Unter Tiberius nennt Manilius die Griechen „farbig" (coloratus). Gleichwohl wird es noch geraume Zeit blonde Griechen gegeben haben. Ovid erwähnt eine blonde Chio, eine weiße Peitho, der noch spätere Statius (gest. 96 n. Chr.) die drei blonden Hyponis, Polytes und Kydon. Sie waren jedoch jetzt die Ausnahmen.

Die Griechen, die gegen die ungeheure Macht der Perser hatten siegen können, die so viele Kolonien gegründet hatten, die in Sparta ein ausgesprochen militärisches Staatswesen besaßen, wurden von einem kleinen Volksstamme aus dem Norden besiegt, der wohl an den großen religiösen Festveranstaltungen teilnehmen durfte, aber als barbarisch galt, von den Makedonen. Zur Zeit, als sich bei den Griechen schon die Wirkung der Vermischung zeigte — umsonst gab man in Athen gelegentlich wieder Kastengesetze, um dem Einströmen der niederrassigen Masse zu wehren —, waren sie noch wesentlich ungetrübte Norden. So sieht man alle Makedonen auf dem schon erwähnten Alexandersarkophage dargestellt, und auch im Einzelnen wird uns die Blondheit bei ihrer mehreren bezeugt. Vorher aber hatte die griechische Kultur sie selbst friedlich besiegt. Das Makedonische war in den höheren Ständen dem Griechischen gewichen, die Könighäuser führten sich auf griechische, eigentlich aber doch vorgriechische Helden zurück, so das von Epirus, dem Alexanders Mutter Olympias entstammte, auf Achilleus' Sohn Neoptolemos oder Pyrrhos

(der Blonde), das makedonische auf den Herakliden Temanos. Von allem Anfang an waren die beiden großen Staaten Makedonien und Epirus, die ihrer Rassengrundlage nach enge zusammengehören, nicht so sehr Kulturländer als kriegerische Reiche. Als erster makedonischer König wird Perdikkas I. (um 700 v. Chr.) genannt, Epirus trat erst mit Tharypes (um 420), der in Athen erzogen worden war, in die griechische Kultur ein. In wieweit die Bevölkerung der beiden Reiche als albanisch zu betrachten ist, wird schwer zu entscheiden sein. Epirus mag seinen Namen vom albanischen epër (über, ober) haben und danach Oberland oder Hochland bedeuten. Noch heute gilt Leka i madh (Alexander der Große) als Nationalheld; Georg Kastriota-Skanderbeg behauptete, von ihm abzustammen. Der Name Pyrrhos kommt bei den Herrschern von Epirus mehrfach vor; am berühmtesten ist Pyrrhos II. (gest. 272), der ganz Epirus zu einem Reiche vereinigte und gegen die Römer in Italien und Sizilien kämpfte. Schon sein Name bezeugt ihn als blond, dazu aber auch die Nachricht, daß er von allen Königen seiner Zeit Alexander dem Großen, seinem Vetter, am ähnlichsten war. Aber nicht nur er, auch Neoptolemos, der Vater der Olympias, ist als nach dem Sohne Achills genannt, wohl blond gewesen, so zweifellos auch Olympias selbst, deren echt nordische Schönheit eine Gemme überliefert, und nicht anders Philipp II. (gest. 336), der Besieger Griechenlands.

Genau sind wir über den Typus Alexanders des Großen (gest. 323) unterrichtet. Carl v. Ujfalvy hat dieser Frage eine ganze Studie gewidmet (Le type physique d'Alexandre le Grand, Paris 1902). Alexander war danach langkopfig, blond, sehr zart von Gesichtfarbe, so zwar, daß er, wie Plutarch berichtet, nicht nur in den Wangen, sondern auch auf der Brust errötete. Die Augen sollen verschieden von Farbe, das eine hellblau, das andere dunkelblau gewesen sein. Von Gestalt war er nur mittelgroß, doch, wie die schöne Marmorstatue in München zeigt, von sehr ebenmäßigem, edelm Bau; der Kopf war ein wenig nach links geneigt. Das Haar, das er mäßig lang trug, war gelockt und bildete auf der Stirn einen Wirbel. Das Profil mit

der etwas fliehenden Stirn, den starken Brauenbogen, der geschwungenen[1]) Nase, dem kräftigen Kinn war löwenartig. Im Zorne erschien er furchtbar, besonders durch den wilden Blick seiner Augen. Lichte Augen pflegen dann mit ihren stark erweiterten Pupillen plötzlich wie von Feuer zu glühen; auch von Augustus' und von Napoleons Augen wird das erzählt, die Römer bemerkten an den Germanen die torvitas oculorum. (Augustus und Napoleon waren Alexander dem Großen von Gesicht sehr ähnlich, sonst hat Augustus helles blondes Haar und eine matte Gesichtfarbe gehabt, Napoleon im späteren Alter dunkleres Haar.)

Alexanders Persönlichkeit ist in der ganzen Weltgeschichte einzigartig. Nirgend vereinigen sich alle Züge der Wikingerart so sehr wie in ihm. Neben höchstem Edelmut, der Leidenschaft für Kunst und Wissenschaft und alles Edle Unmäßigkeit und Wildheit, achilleische Freundschaft und Mord. Dennoch haben auch die andern großen Makedonen etwas von seiner Art. Seine Siege sind ohne seine großen Feldherren nicht zu denken. Zwar Kleitos der Schwarze verdankte seine bevorzugte Stellung nur dem Umstande, daß er Alexanders Milchbruder war — er war wohl kein Makedone —, die andern haben sich jeder durch besondere Taten hervorgetan. Da sind Kleitos der Weiße, der Oberfeldherr Parmenion, der schon Philipp gedient hatte, und sein Sohn Philotas, alle drei die Opfer von Alexanders jähem Sinne, dann Antigonos der Einäugige (Monophthalmos) und sein Sohn Demetrios, Antipatros und sein Sohn Kassandros, Lysimachos, Nearchos, Pyrrhos, neben Demetrios vielleicht die glänzendste Gestalt. Eumenes, der Minister, der sich aber auch als guter Feldherr erwies, war kein Makedone, sondern ein Grieche (?) aus Kardia in Thrakien. Plutarch schildert ihn: „Schon seine äußere Erscheinung machte einen angenehmen Eindruck, denn er glich nicht einem durch den Waffendienst abgezehrten Kriegsmann, sondern war schlank und von jugendlichem Aussehen und sein ganzer Körper

[1]) Geschwungen nenne die Nasen mit einem Höcker in der Mitte, der jedoch Ansatz und Spitze nicht überragt, sondern damit in einer Geraden verläuft.

so wohl gebildet, daß es schien, die Sorgfalt eines Künstlers hätte seinen Gliedern dieses bewunderungswürdige Ebenmaß verliehen". Das jugendliche Aussehen bedeutet hier die rosige Gesichtfarbe.

Alexanders Geschlecht stirbt mit seinem Söhnchen aus, das Geschlecht Philipps geht unter den Meuchelmorden der nächsten Zeit zugrunde. Aber auf dem ungeheuern Reiche von Indien bis Ägypten erstehn unter wechselnden Anfanggeschicken kleinere makedonisch-griechische Reiche, denen das Griechentum die Kultur, Makedonien aber die politische Lebenskraft gibt. Die beiden größten Geschlechter sind die Seleukiden und die Ptolemäer. Es ist wohl möglich, daß der Name Seleukos so viel ist wie ζαλευκος, „sehr weiß". Der Begründer des Geschlechtes ist Seleukos I. Nikator (gest. 281), der Feldherr Alexanders, ein gewaltiger Kriegsmann, der nach verschiedenen Wechselfällen fast das ganze asiatische Reich Alexanders unter seiner Herrschaft vereinigte. Er gründete zahlreiche Städte, denen er mehrfach seinen Namen, öfter aber den seines Vaters (Antiochos) oder seiner Mutter (Laodikeia) gab und förderte Kunst und Wissenschaft; die von Xerxes entführten Kunstschätze schickte er nach Griechenland zurück. Noch mit vierundachtzig Jahren rüstete er zu einem neuen Feldzug und fiel durch Meuchelmord. Von seinen Nachkommen sind Antiochos I. Soter (gest. 261), sein Sohn, und Antiochos III. der Große (gest. 187) die bedeutendsten. Eine Seleukidin heiratete Mithradates IV. von Pontos, dessen Sohn Mithradates V. vermählte sich mit der Enkelin Antiochos' des Großen, so daß Mithradates der Große von Mutterseite und von Großmutterseite Seleukide war, also mehr Makedonier als Skythe war[1]). Wie Seleukos I. war auch Ptolemaios I. Soter ein Feldherr Alexanders, auch er zugleich ein großer Kriegs-

---

[1]) Mithradates war nach Appian, „wie die von ihm nach Nemea und Delphi geschickten Waffenrüstungen bewiesen, von hoher Gestalt, dabei so kräftig, daß er bis an sein Ende ritt, Lanzen warf, ja sogar an einem Tage tausend Stadien (25 deutsche Meilen) mit unterlegten Pferden machte. Auch lenkte er einen mit sechzehn Pferden bespannten Wagen".

mann und Förderer der Künste und besonders der Wissenschaften. Die Bibliothek von Alexandria hat er begründet. Sein Sohn Ptolemaios II. Philadelphos (gest. 247) drang bis nach Abessinien vor, machte in Arabien und in Palästina Eroberungen. Strabo und Theokrit, der an seinem Hofe lebte, nennen ihn ausdrücklich blond. Sein Sohn Ptolemaios III Euergetes (gest. 222) eroberte sogar das Seleukidenreich, vermochte es allerdings nicht festzuhalten. Ptolemaios' III. Gemahlin war jene Berenike, deren goldblondes Haar unter die Sterne versetzt wurde. Sie hatte es bei dem Feldzug ihres Gatten gegen Syrien der Aphrodite geweiht, aber am nächsten Morgen war es aus dem Tempel verschwunden gewesen. Da hatte der Astronom Konon von Samos erklärt, es sei unter die Sterne aufgenommen worden: die coma Berenicis unseres Sternhimmels. Berenike war die Tochter des Königs Magas von Kyrene, des Enkels von Ptolemaios Lagos, und der Apama, der Tochter Antiochus' I. von Syrien. Ihre bezeugte Blondheit stimmt mit der allgemeinen Nachricht über die Blondheit der Makedonen jener Zeit überein. Ihr und Ptolemaios' III. Sohn war Ptolemaios IV. Besonders unter den Ptolemaiern war es Sitte, daß der König seine Schwester zur Gemahlin hatte, doch auch sonst verschwägerten sich die makedonischen Fürsten immer wieder untereinander, so daß wir darin das Bestreben erkennen müssen, sich die Rasse, das Stammesgepräge zu bewahren. Die Seleukiden herrschten bis 64 n. Chr., die Ptolemaier bis 30 v. Chr. Die letzte Ptolemaierin war Kleopatra; sie hat auf den erhaltenen Gemmen und Münzen noch rein nordische Züge. Man stellt sie sich gerne brünett vor — Charlotte Wolter jedoch spielte sie mit rotblondem Haar, und so malte sie Makart —, mir ist keine Stelle bekannt, die auf ihre Brünettheit schließen ließe. In Septimia Zenobia (um 270 n. Chr.) kam eine späte Sprossin des Ptolemaierhauses auf den römischen Kaiserthron. Die schildert Trebellius: „Ihr Gesicht hatte eine etwas dunkle bräunliche Farbe, ihre schwarzen Augen funkelten von einem gleichsam göttlichen Feuer und waren ungemein schön. Ihre Zähne waren so weiß, daß manche

sie für Perlen, nicht für Zähne hielten". Da mag denn das makedonische Blut schon völlig versickert gewesen sein.

Das Stammland hatte nicht das Glück, eine so starke Dynastie wie die Seleukiden oder die Ptolemaier zu finden. Die Verhältnisse waren dort auch viel schwieriger, Wille und Befähigung zum Herrschen viel häufiger, daher unendliche Parteikämpfe. Zunächst herrscht das Geschlecht des Antipatros (gest. 319), des Feldherrn Alexanders, in Kassandros und Antipatros II. (gest. 287), Sohn und Enkel, dann behauptet sich das Geschlecht des Antigonos Monophthalmos oder Kyklops (gest. 301). Antigonos war von ungewöhnlich hoher Gestalt und wurde wie Seleukos über achtzig Jahre alt. Er beherrschte zu Zeiten einen großen Teil des makedonischen Asiens; nur dem Bündnis fast aller anderen mußte er weichen. Sein Sohn Demetrios I. Poliorketes (gest. 283) war ein ebenso kühner Feldherr, aber hochfahrend und darum bald wie ein Gott verehrt, bald leidenschaftlich gehaßt. Nach Plutarch war er trotz seiner hohen Gestalt doch kleiner als sein Vater; „dagegen hatte sein Gesicht in Ausdruck und Schönheit etwas so seltenes und ausgezeichnetes, daß kein Bildhauer und kein Maler es ganz getreu wiederzugeben imstande war". Die Münzen zeigen ein rein nordisches Profil mit langer gebogener Nase. Zweimal kam in der folgenden Zeit Phyrrhos von Epirus auf den Thron, danach der Sohn des Demetrios Antigonos I. Gonatas (gest. 240) ein sehr tüchtiger Fürst, der fast sein ganzes Reich neu zu erobern hatte. Der letzte König von Makedonien war Perseus, ein Sohn Philipps III. aus einer unebenbürtigen Verbindung; die Römer, von deren Herrschaft er sein Land hatte befreien wollen, führten ihn im Triumphe in Rom auf (168 v. Chr.), und er starb in der Gefangenschaft. Was wir an Bildnissen von allen den genannten Persönlichkeiten besitzen, läßt uns annehmen, daß wenigstens in der ersten großen Zeit der makedonischen Reiche der Typus rein nordisch war. Später mag nicht nur fremdes Blut eingeflossen sein, sondern auch die Inzucht ihre Wirkung geäußert haben. Denn wohl kann Inzucht nicht schädlich sein, wo beide Eltern stets körperlich und geistig gesund

sind; doch wo einmal ein Mangel vorkommt, vervielfacht er sich in dem Maße des Ahnenverlustes, des wiederholten Vorkommens eines und desselben Ahns unter den Vorfahren. Schon der vierte Ptolemaier, der Sohn des Euergetes, erhielt den Zunamen Tryphon, der „Schwelger“, dreißig Jahre später heißt ein anderer Physkon, der „Dicke“, dies schon zu einer Zeit, wo die Römer die eigentliche Macht im Lande hatten.

Rom.

Die ägyptischen Inschriften nennen um 1200 v. Chr. neben den Turscha, in denen wir die Thyrsener-Tyrrhener-Etrusker sehen, auch die Uaschasch, und die hat man den Oskern gleichgesetzt. Daß die beiden Völker zu dieser Zeit noch nicht in Italien saßen, ebensowenig wie die Schardana, die später der Insel Sardinien den Namen geben, die Lukki von Ligurien, ist wohl sicher. Um 700 v. Chr. jedoch meldet Hesiod, daß Latinos über alle erlauchten Thyrsener gebiete. Zwischen diesen beiden Daten haben wir die Besiedelung Italiens durch die uns bekannten Stämme anzunehmen. Von diesen können wir die Osker, Umbrer, Sabeller, Falisker, Volsker, Marser, Aequer, Sabiner, Latiner, Veneter als nordische betrachten, da sie indogermanische Sprachen redeten, und zwar bis auf die Veneter, die zu den Albanern zu stellen sind, sogenannte italische Dialekte. Um 400 v. Chr. kommen dazu noch die Kelten, die von Norden aus ein großes Gebiet besetzen. Die Griechen gründeten an der Küste und auf Sizilien blühende Kolonien, die Phönizier besiedelten die Ostseite Siziliens. Nicht aber diesen Stämmen, sondern den Etruskern ist die älteste Kultur Italiens zuzuweisen. Sie sind die Gründer und ersten Beherrscher von Rom und erhalten sich in ihrem engeren Lande noch lange selbständig; das Bewußtsein etruskischer Herkunft hat noch ein Maecenas zu Augustus' Zeit.

Wir sind bei der etruskischen Kultur in einer ähnlichen Lage wie bei der vorgriechischen auf Kreta und auf dem Festland. Die Sprache der Etrusker läßt sich bis jetzt nicht

mit Bestimmtheit einer Gruppe zuweisen, die Bildnisse zeigen widersprechende Typen, einerseit rotfarbige Menschen von spitzen Mausgesichtern, anderseit nordische Blondlinge. Die geistige Kultur aber ist aufs stärkste von den Griechen beeinflußt. Griechische Götter- und Heldennamen finden sich bei ihnen in eigentümlich verkürzter Form: Hercle (Herakles), Utuze (Odysseus), Tute (Tydeus), Pele (Peleus), Menle (Menelaos), Atresthe (Adrastos), Pultuce (Polydeukes), Pulnuce (Polyneikos), Priumnes (Priamos), Thelaphe (Telephos), Elchsentre (Alexandros), Urste (Orestes), Hamphe (Amphion), Hephleta (Hippolyta), Pherse (Perseus), Thucle (Etrokles), Tifile (Theophilos), Ziumithe (Diomedes), Tuntle (Tyndareos). Schon diese Namen zeigen die eigenartige Lautgebung des Etruskischen. Mehrere Forscher, darunter Ludwig Wilser, haben sich für die Zuweisung des Etruskischen zur indogermanischen Gruppe eingesetzt, andere heftig widersprochen. Man wird darin, nachdem es genauer erschlossen ist, vielleicht eine jener Mischsprachen finden, wie Ägyptisch, Semitisch, Ugro-Finnisch. Die Vorbevölkerung wird nichtnordisch gewesen sein, dann wird eine noch geringe Zahl nordischen Volkes als Eroberer dieses Volk überlagert, dessen Sprache angenommen, aber mit eigenen Worten und Formen durchsetzt haben. Gerade unter solchen Umständen verliert eine Sprache ihre ursprünglichen reichen Formen, da der Fremde sie doch zumeist nur unvollkommen beherrschen lernt.

Wie viel im Römertum etruskisch ist, erkennt man aus den Namen: Rom, Romulus, Remus.[1]) Die Namen der

---

[1]) Diese Namen stellen sich zu der Selbstbezeichnung der Ägypter als Romet (Menschen). Ebenso nennen sich die indisch-dravidischen Zigeuner Rom in derselben Bedeutung. Im Altdeutschen kommen Namen wie Romolo, Remo, Romhart (unabhängig) vor. Den ursprünglichen Sinn bewahrt das semitische ramah (Höhe), das auch zu Namen verwendet ward (Abram, Joram). Das Vorkommen des Namens an so entfernten Orten und bei so verschiedenen Völkern läßt darauf schließen, daß es Stämme einer sehr alten Welle waren, die sich Rom nannten. Namen desselben Sinnes sind Goten und Hunnen. Die Zigeuner tragen sie nach ihren ältesten, noch vorarischen nordischen Herren.

drei „Stämme" der Ramnes, Tities und Luceres, Numa, Servius, Tullius, Tarquinius und viele andere sind etruskisch, und auch das Lateinische selbst enthält zahlreiche Worte etruskischer Herkunft. Aber das Lateinische siegte. Schon um 700 n. Chr. muß der Stamm der Latiner, wie Hesiod bezeugt, eine beherrschende Stellung eingenommen haben. Er glich sich nicht nur die Stämme mit näher oder ferner verwandten Sprachen, die andern Italiker, die Veneter und die Kelten an, sondern auch die Etrusker, von denen er doch einen guten Teil der alten Geschichte als Sage übernahm. Romulus und Remus sind Ahnherrn der Römer geworden, und Römer gilt gleich mit Lateiner. Von hier aus erklärt sich, daß man Romulus seinen eigenen Typus gab: der selbst schwarzhaarige Ovid nennt ihn blond. Ingleichen sind bei Vergil alle Persönlichkeiten seines Epos blond, soweit er ihre Hautfarbe erwähnt. Es mag da die griechische Überlieferung beigewirkt haben. Gleichwohl wird ein so sorgsamer Dichter, wie Vergil es war, den ihm vielleicht noch zugekommenen Nachrichten und der damals herrschenden Vorstellung von der Erscheinung der Vorfahren — es handelt sich immer nur um die Herren — nicht aus bloßer Mode widersprochen haben, und was wir vom älteren Römertum hierüber erfahren, stimmt damit überein. Mehrere bedeutende Sippen tragen Namen, die ihre Blondheit bezeugen, die Flavier, Fulvier, Rutilier, die Ahenobarben. Daraus, daß es keine Fuscier und Nigrier gibt, darf man nicht schließen, daß braunes oder schwarzes Haar in den hier in Betracht kommenden Ständen allgemein oder nur vorherrschend war. Persönlichkeiten mit dem besonderen Beinamen Flavus erscheinen erst in der augustinischen Zeit — Caesetius Flavus, der Aufrührer gegen Caesar, Alfius Flavus, der Dichter, Flavus, der Bruder Armins des Cheruskers —, dagegen wird schon um 150 v. Chr. ein Trebius Niger — als naturwissenschaftlicher Schriftsteller — genannt.

Zunächst wurde durch den Beinamen gewöhnlich die Rassetrübung der Rothaarigkeit hervorgehoben. Ich nenne hier an einigermaßen bedeutenden Persönlichkeiten — ganz große sind nicht darunter — den Redner Quintus

Pompeius Rufus, den Geschichtschreiber Publius Rutilius Rufus, den großen Rechtsgelehrten Servius Sulpicius Rufus, den Feldherrn Lucius Plinius Rufus, den Aufrührer Marcus Caelius Rufus aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, den Feldherrn Quintus Salvidienus Rufus, die Dichter Rufus (Nachahmer des Horaz), und Caius Valgius Rufus, den Rhetor Vibius Rufus, den Grammatiker Antonius Rufus, den Konsul Lucius Passienus Rufus und den Aufrührer gegen Augustus Marcus Egnatius Rufus. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebten Faenius Rufus, der Verschwörer gegen Nero, die Historiker Marcus Cluvius Rufus und Quintus Curtius Rufus, die Dichter Lucius Verginius Rufus und Canius Rufus aus Gades, der Feldherr Marcus Minucius Rufus und der vorgalenische Arzt Rufus. Den Beinamen Fuscus (Brauner) möchte ich nicht auf das Haar beziehen, das hierzu wie auch heute in Italien hierzu viel zu gewöhnlich war, sondern auf den brünetten Gesamttypus, der besonders durch die dunkle Hautfarbe bestimmt wird. Es gibt ihrer nur wenige von einiger Bedeutung mit diesem Beinamen, den aus Asien stammenden Rhetor Arellius Fuscus, Ovids Lehrer, der jedoch Fremder, Grieche oder vielmehr Levantiner gewesen zu sein scheint, den von Horaz erwähnten Dichter Aristius Fuscus, den Konsul vom Jahre 118 n. Chr. Cneius Pedanius Fuscus Salinator, den Historiker der späteren Kaiserzeit Dagellius Fuscus. Den Beinamen Niger tragen außer dem genannten Trebius der Rhetor Bruttidius Niger in der augustinischen Zeit, der vorgalenische Arzt Niger, der Botaniker Sextius Niger (vor 300 n. Chr.).

Man kann aus dieser Aufzählung von Namen allein gewiß keine weiteren Schlüsse ziehen. Es handelt sich vor allem nicht um wirklich bestimmende Persönlichkeiten. Doch ersieht man daraus, daß der lichte Typus erst in der Zeit des Augustus bei dem Einzelnen hervorgehoben zu werden beginnt, daß er demnach vorher weit allgemeiner war, zugleich fiel die Brünettheit als Gesamttypus auf. Echtschwarzes Haar war jedoch immer auffallend. Vor dem Schwarzen sollte man nach dem von Horaz über-

lieferten Sprichwort sich hüten: hic niger est; hunc tu, Romane, caveto.

Die römische Kultur ist selbständig fast nur im Staatsleben. Es ist kein Zweifel, daß die lichte Rasse, die in Italien nie sehr zahlreich gewesen war, sich schon in der frühen Kaiserzeit erschöpft hat. Umsonst suchte man auch hier dem Aussterben der alten Familien, der Kinderarmut zu steuern. Schon zur Zeit des Augustus wird Armins Bruder im Heere einfach Flavus, der Blonde, genannt. Das germanische Haar wird gepriesen und alsbald importiert. Poppea war blond — Nero verglich ihr Haar in einem Gedichte mit dem gelben Bernstein —, Messalina aber „verbarg ihr schwarzes Haar unter einer blonden Perücke" (Juvenal). Bei solchen Rasseverhältnissen pflegt alle nordische Rassekraft sich in den Dienst des Staates zu stellen; für die übrige Kultur bleiben schöpferische Begabungen nicht übrig. Wohl hat auch der Feldherr, der Staatsmann oft Sinn für Kunst und Wissenschaft, aber sie sind ihm Liebhaberei, und nicht selten begnügt er sich damit, sie fertig vom Ausland zu beziehen wie irgend ein anderes Luxusmittel. Man war in Rom bis in die Kaiserzeit eigentlich gebildet nur nach griechischer Kultur. So ist denn das lateinische Schrifttum nicht nur unselbständig, sondern auch zum Hauptteil gar nicht Werk der Lateiner. Livius Andronikus (gest. 204), der Begründer der römischen Literatur, Übersetzer Homers und Nachbildner griechischer Dramen, war tarentinischer Grieche, Publius Terentius Afer (gest. 159), der Lustspieldichter, ein „Afrikaner"; beide kamen als Sklaven nach Rom. Livius Andronikus wird als Grieche wohl blond gewesen sein, aber auch Terenz war von „schöner Erscheinung" (Pseudo-Sueton). Sohn eines Freigelassenen war der Tragödien- und Lehrdichter Lucius Attius oder Accius (gest. um 90 v. Chr.), desgleichen Horatius Flaccus (gest. 8 n. Chr.). Horaz besingt das herkömmliche blonde Ideal, aber selbst schildert er sich als klein und dick und sonnenverbrannt, spricht aber hinwider auch von seiner rosigen Gesichtfarbe, die mit der Jugend zugleich verschwinde: Fugit iuventus et verecundus color reliquit ora pelle amicta lurida. Die niedrige

Posse, den Mimus, beherrschte der syrische Sklave **Publius Syrus**. Aber auch der in Umbrien aus niedrigem Stande geborene **Plautus** (gest. 184 v. Chr.) wird kein Lateiner gewesen sein, vielleicht auch nicht der ebenfalls aus Umbrien stammende **Propertius** (gest. um 15 n. Chr.). Keltischen Blutes, ganz oder teilweise, waren gewiß die dem keltischen Norden entsprossenen **Lucius Pomponius** (um 90 v. Chr.), der Schöpfer der neuen Atellanen, **Catullus** (gest. 54 v. Chr.) und **Vergilius Maro** (gest. 19 v. Chr.). Catull und Vergil sind in ihrer sanften, feinen Art nichts weniger als „Römer", sie gemahnen am meisten an gewisse deutsche Dichter, deren Seele noch blonder ist als ihr Aussehen, obwohl Catull auch recht zotig sein konnte —, aber diese Verse stehen gleichsam **neben** seinem Wesen. Der Familienname Vergils, Maro, ist unzweifelhaft keltisch und dem deutschen Maro gleich. Im Jahre 1897 wurde in Nordafrika in einer römischen Villa ein Mosaikbild gefunden, das ihn zwischen den Musen Klio und Melpomene darstellt. Vergil sitzt in langem weißen Gewand und hat eine Rolle auf den Knien. Das Gesicht ist lang und schmal, bartlos, die Nase lang und gerade, die Augenhöhlen groß, die Gesichtfarbe männlich, doch hell und in den Wangen gerötet, das Haar etwas von der Stirne zurückgewichen, doch noch voll, mittelblond, vielleicht etwas angegraut. Die beiden Musen haben hellere Hautfarbe, aber — obwohl doch die Musen als blond gelten — dunkleres und mehr rotbräunliches Haar. Der Fabeldichter **Phaedrus** (um 30 n. Chr.) — Phaidros bedeutet „der Glänzende, Helle" — war ein mazedonischer Freigelassener, **Martialis** (gest. 102) aus Bilbilis in Keltiberien mag selbst ein Keltiberer gewesen sein. Auch seine Art ist unrömisch, aber nach der entgegengesetzten Seite, frivol und nur auf Gewinn berechnet. Aber selbst die aus dem Ritterstande hervorgegangenen Dichter — es sind ihrer nur wenige — können nicht allein schon darum dem Lateinertum zugewiesen werden. **Ovidius Naso** (gest. 17 n. Chr.), der größte darunter, war Sabiner. Wie erwähnt, war er schwarzhaarig. Sein Geschlecht führte den Beinamen Naso zweifellos nach seiner Großnasigkeit. Ritter waren auch **Gaius**

5*

Lucilius (gest. 102 v. Chr.), der Schöpfer der lateinischen Satire, der Lyriker Albius Tibullus (gest. 19 v. Chr.) und der jung verstorbene Satiriker Persius (gest. 62 n. Chr.). Tibull war nach seinen eigenen Worten schwarzhaarig wie Ovid; Horaz nennt ihn „von den Göttern mit Schönheit begnadet". Persius besaß nach Pseudo-Sueton „einen sanften Charakter, eine jungfräuliche Sittsamkeit, eine schöne Erscheinung". Die „jungfräuliche Sittsamkeit" drückt aus, daß er von zarter Gesichtfarbe war und leicht errötete.

Wir sehen die Dichtkunst erst in der Zeit des Kaisers Augustus bei den höheren Ständen aus einer Liebhaberei zum Beruf werden. So waren Vergil und Ovid Berufsdichter. Vorher hatte man von Freigelassenen und Söhnen von solchen die Dichtkunst üben lassen, während bei den Griechen die Dichter stets freie Bürger und mithin Volksangehörige gewesen waren. Die griechische Dichtkunst wurde dadurch Ausdruck der griechischen Seele, die lateinische bleibt bis zuletzt — mit alleiniger Ausnahme des späten Apuleius — in der Nachahmung der Griechen befangen. Diese Nachahmung ist manchmal — bei Catull, Vergil, Horaz, Ovid — glänzend und streift nahe an Ursprünglichkeit, aber durch noch so hohe Fertigkeit ersetzt sie nicht das eigentliche innere Leben: Das Unwägbare der tief schöpferischen Inkraft fehlt. Inwieweit sie von nordischen Typen getragen ist, läßt sich nicht genau feststellen. Tibull, Ovid und Horaz waren jedenfalls Mischlinge. Nach der augusteischen Zeit kommen bedeutende Begabungen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn im Mutterlande die kulturtragende Rasse sich erschöpft, aus der Kolonie. Seneca (gest. 65 n. Chr.) und Lucanus (gest. 65), sein Neffe, der Lehrdichter, kamen aus Spanien, Apuleius (gest. um 170 n. Chr.), der größte Dichter der Spätzeit und wohl von allen lateinischen Dichtern der ursprünglichste und tiefste, wurde in Afrika geboren und ging überhaupt nicht mehr nach Rom. Apuleius, der Sproß eines alten römischen Geschlechtes, nennt sich in seinem berühmten Roman „der Esel" — die Bewunderer nannten ihn den „goldenen" — an mehreren Stellen hochgewachsen, schlank, von leicht ge-

färbten Wangen und blond. Er ist ein Beispiel dafür, wie sich in der Kolonie der echte Typus noch erhalten kann, während er im Mutterlande schon verschwunden ist.

Der „Römer" der alten Zeit war in erster Linie Staatsmann und Kriegsmann. Als Prototyp gilt Marcus Portius Cato (gest. um 149). Er war, ein Sproß des höchsten Adels, Feldherr, Staatsmann, Redner, Geschichtschreiber. In allem strebte er nach dem Höchsten, und alles tat er für sein Volk. Er ist der Begründer der lateinischen Prosa. Cato hatte nach Plutarch „ziemlich rötliche Haare und graublaue Augen, wie der Verfasser des folgenden Sinngedichts in nicht gar freundlichem Tone andeutet:

Nein, den Roten, das Katzenaug, den bissigen Priscus
Nimmt Proserpina selbst tot in den Hades nicht auf".

Nach Horaz trug er das Haar „ungeschoren". In der nächsten Zeit treten dann ein Scipio d. Ä., ein Cornelius Sulla, ein Julius Caesar, ein Marcus Antonius, ein Pompeius hervor. Das sind die Männer, die uns mit Recht als die „echten Römer" gelten. Ihre Bildnisse, die in Büsten und auf Münzen erhalten sind, zeigen den rein nordischen Typus, bald in herber Strenge (Caesar), bald in anmutiger Weichheit. Sie alle stammten aus dem höchsten Adel. Wie viel rein lateinisches Blut in ihnen floß, ist dadurch noch nicht bestimmt. Von Scipio und Pompeius erfahren wir, daß sie beide Alexander dem Großen zu gleichen glaubten und ihr Haar, das hiernach ebenfalls blond gewesen sein muß, weil sonst der wichtigste Vergleichspunkt wegfiel, in derselben Weise trugen. An Pompeius wird noch der schwärmerische Blick hervorgehoben. Er errötete leicht, zumal wenn er vor vielen sprechen sollte. Cicero nennt ihn „keusch". Dabei war er ein tüchtiger Seemann, ein vorzüglicher Reiter; im Sprung und im Wettlauf, auch im Lastenheben mit dem Hebebaum maß er sich mit jedem, der wollte.[1]) Sulla war goldblond und hatte blaugrünliche Augen, die an sich schon stechend und wild waren, aber durch die Farbe seines Gesichtes noch

[1]) Noch um 230 wußte man, daß Pompeius blond gewesen war. Der blonde Gordian d. J. galt ihm ähnlich.

furchtbarer wurden. „Dieses war nämlich stark gerötet durch einen Ausschlag, der sich da und dort auf der weißen Haut erhob. Er soll den Beinamen Sulla von seiner Gesichtfarbe erhalten haben[1]), und ein Witzling zu Athen machte sich darüber in einem Verse lustig, worin er ihn eine mit Mehl bestaubte Maulbeere nannte". Sullas Krankheit war wohl Ichthyosis, ein geradezu unheilbares Übel. Wenn Pompeius und Scipio dem blonden Alexander zu ähne'n glaubten, so ging Marcus Antonius eine Zeitlang der Mode entgegen mit einem Barte und in kurzem rauhen Rock und grobem Mantel umher, um noch mehr dem Herkules zu gleichen, von dem er abzustammen vorgab. Er hatte eine mächtige Gestalt, eine breite Stirne und eine Adlernase; in seiner Jugend war er „von ausgezeichneter Schönheit". Auch bei ihm fiel der auffälligste Vergleichspunkt weg, wenn er nicht blond war, wie Herkules immer geschildert wird. Über Julius Caesar haben wir nur unvollständige Nachrichten. Seine Gestalt war groß und hager, die Haut sehr weiß, das Gesicht etwas zu voll, die Augen „schwarz und lebhaft". Er hatte frühzeitig das Haar auf dem Scheitel verloren und war darum — o Eitelkeit! — sehr beglückt, als ihm zugebilligt wurde, immer den Lorbeerkranz zu tragen. Man stellt sich Caesar gerne brünett vor. Die sehr weiße Hautfarbe spricht dagegen, die „schwarzen" Augen nicht dafür. Denn schwarze Augen gibt es noch heute in Italien nicht, nur mehr oder weniger braune; schwarz kann aber auch das lichteste Auge erscheinen, wenn sich nur die Pupillen stark erweitern, was eben die Augen „lebhaft" macht. Die Bildnisse zeigen keine Rassetrübung. Wie Marc Anton wollte auch Marcus Vipsanius Agrippa, der Feldherr des jungen Augustus, dem Herkules gleichen. Er ließ sich so, die mächtige Gestalt nackt, auf eine Keule gestützt, in Marmor meißeln. Aber er trug sich bartlos und das Haar schlicht und kurz. Auch er ist trotz einer gewissen Ungeschlachtheit von gut nordischem Typus. Dagegen scheint Marius, der Gegner Sullas, nicht reiner Norde

---

[1]) Das ist nicht richtig; Sulla war der Beiname des ganzen Zweiges der Cornelier, dem Sulla angehörte.

gewesen zu sein. Sein Gesicht ist zu breit, der Schädel aufgetrieben; mit den etwas dicken Lippen, den Talgknoten unter den Augenbrauen, den starken Sprecherfalten an den bartlosen Wangen herab, der geraden, nicht eben langen und feinen Nase gleicht er eher einem katholischen Geistlichen als einem römischen Feldherrn. Spartakus, der Führer des Sklavenaufstandes von 72 v. Chr., der mit seinen Gladiatoren — Thrakern, Kelten, Germanen — und zugelaufenen Sklaven die Römer besiegte, war Thraker.

Das Kaisertum drängte die freie Betätigung im Staatsleben zurück; es machte damit Kräfte für andere Gebiete frei. Die Wissenschaft kommt jetzt zu Bedeutung. Die sie pflegen, sind zumeist Männer der höheren Stände. Cato pflegte die Wissenschaft noch im Nebenberuf, aber einem Cicero trat schon der Staatsdienst vor der Philosophie, dem Rednerberuf zurück. Dann kommen Sallustius (gest. 35 v. Chr.) und Titus Livius (gest. 17 n. Chr.), Seneca, die beiden Plinius, Oheim und Neffe, Tacitus (gest. um 116), Suetonius (gest. 160), Apuleius mit seinen Schriften über Philosophie, Medizin, Mathematik, Musik, Naturkunde, Landbau und noch andere Gegenstände. Die Bildnisse, so weit wir welche von ihnen haben, zeigen durchweg rein oder doch gut nordische Typen. Cicero hat ein schmales, langes Gesicht von ungewöhnlicher Kraft: bartlos, schlichtes kurzes Haar, große zwingende Augen, eine ziemlich breitrückige lange Nase, ein feiner gewellter Mund. Seneca macht mit seinem strähnigen Haar, den Bartflocken um Wangen und Kinn einen etwas bettlerhaften, diogenischen Eindruck; die Nase ist vorspringend, gebogen. (Übrigens stellt die bekannte Bronzebüste in Neapel vielleicht gar nicht Seneca dar.) Sallust wird als Kind „krauslockig" gewesen sein — das bedeutet sein Beiname Crispus, den in diesem Falle nur er, nicht auch seine Familie trägt —; die Büste zeigt schlichtes Haar.

Das alte Rom war Adelsrepublik; sowie einmal die Einzelherrschaft begründet war und sich erhielt, sie selbst schon ein Zeugnis für das Zurücktreten der nordischen Rasse, vereinigt sich das Staatsleben der Nation in den Kaisern. Anders als in den Diadochenreichen, wo sich Dynastien

durch Jahrhunderte erhalten, bilden sich in Rom überhaupt nur selten Dynastien und auch nur kurzlebige heraus. Im Anfang weniger, aber zumal in der Mitte der römischen Kaiserzeit kommt tatsächlich der jeweilig tüchtigste auf den Thron, sei es auch, daß er alsbald einem ebenso tüchtigen und ebenso ehrgeizigen weichen muß. Am Ende werden die Kaiser dann nur Puppen der eigentlichen Staatslenker, die aus irgendwelchen Gründen nicht selbst die Krone tragen wollen. Gewiß sind nicht alle Kaiser als geniale Persönlichkeiten zu bezeichnen, dennoch ist es besonders lehrreich, ihre Reihe genau durchzunehmen; es zeigt sich dabei auch deutlich, wie immer mehr die Römer — Römer in dem sehr erweiterten Sinne der späteren Zeit — anderen Stämmen weichen.

Es ist hierzu wichtig, die Nachrichten über den physischen Typus der damaligen Völker Europas zusammenzustellen. Daß die Germanen damals als allgemein blond galten, ist aus vielen Nachrichten bekannt. Die Kelten nannte schon Caesar weniger blond als die Germanen. Die Blondheit schwindet unter ihnen in ihrem Hauptlande Gallien innerhalb des nächsten Jahrhunderts ungemein rasch dahin. Sueton bezeugt (siehe Rasse und Rassefragen, S. 108—110), daß schon zur Zeit Caligulas hohe Gestalt unter ihnen selten war, Blondheit nicht mehr vorkam. Gleichwohl werden von Lucanus (um 60 n. Chr.) die keltischen Ruthenen in Aquitanien, von Silius Italicus (um 90 n. Chr.) die keltischen Bataver und die (keltisierten) Iberer blond genannt. Auch die kleinasiatischen Galater, die Diodoros um 30 v. Chr. als blond schildert, werden als engere Gruppe sich noch länger ihren Typus erhalten haben. Als blond gelten ferner nach Galenos (gest. um 201) die Illyrer, Dalmater, Sauromaten (Sarmaten) und alle Skythen. Zu diesen gehörten wohl auch die Korallen von Olbia in Niedermösien, die Ovid blond nennt, vielleicht auch waren sie Kelten. Die blonden Satarchen im kaukasischen Pontus erwähnt Valerius Flaccus in seiner Argonautica (um 80 n. Chr.). Die Albanen (Alanen?) im Kaukasus sollen ihren Namen daher haben, daß sie mit weißen Haaren (albo crine) zur Welt kommen; sie haben blaue Augen und

sehen darum in der Nacht besser als am Tage. Das berichtet Solinus (um 230 n. Chr.) über sie. Die Alanen schildert Ammianus Marcellinus (4. Jahrh.) mäßig blond, zum Hauptteil hochgewachsen und schön und von furchteinflößendem Blick. In England gab es dunkle, kraushaarige Siluren und blonde Kaledonier und Britannen (nach Tacitus und Jornandes). Dion schildert die britannische Königin Boadicea, die ihr Volk, die Icener, gegen die Römer führte, aber geschlagen ward (62 n. Chr.) und sich durch Gift tötete. Sie war von hoher, herrlicher Gestalt und ihr blondes Haar reichte ihr bis über die Mitte.

Im allgemeinen gab es um 50 n. Chr. blonde Völker nur im Norden, vielleicht mit der Grenze der Rheinmündungen, des Rheines, der Alpen, auf dem Balkan das heutige Albanien (Illyrien) und Makedonien umfassend und weiterhin in Rußland bis an das Meer und in den Kaukasus hinein. In Gallien, Britannien und in Spanien wird es nur noch blonde Einzelstämme gegeben haben, die sich deutlich von der übrigen Bevölkerung unterschieden. Allerdings aber fluteten die Germanen in immer größeren Scharen über den Rhein, und schon die „Bataver" des Silius Italicus mögen nicht mehr Kelten, sondern schon Germanen gewesen sein. Aristoteles hatte (um 350 n. Chr.) nicht nur die nordischen Völker, sondern auch alle meeranwohnenden blond genannt, Plinius (um 50 n. Chr.) nennt nur noch die nordischen blond. Auch unter diesen dürfen wir uns nur die Edelinge und Freien blond vorstellen. Gewiß waren unter den Sklaven auch manche durch Kriegsgefangenschaft versklavte Freie anderer blonder Stämme, die Hauptmasse der Sklaven jedoch kann nur andersrassig gewesen sein. Sonst könnte man es nicht erklären, daß heute selbst in den germanisch-sprachigen Ländern weitaus die Mehrzahl der Menschen nur wenige oder bereits gar keine nordischen Merkmale mehr aufweist, sei es, daß die negroiden, sei es, daß die mongoloiden überwiegen, jene beim mediterranen, diese beim alpinen Typus. Anderseit freilich ist im Laufe der Jahrhunderte die Nachkommenschaft jener andersrassigen so stark mit nordischem Blute

durchsetzt worden, daß auch der mediterrane und der alpine Typus, die ihrerseits rassenhaft gewordene Mischtypen sind, nur selten bei einer größeren Gruppe rein vorkommt. Die Gesamtheit der Europäer scheidet sich noch deutlich in ihrer größeren Lichtheit von jener der Asiaten oder Afrikaner.

Der eigentliche Begründer des Kaisertums ist Julius Caesar, dessen Name denn auch mit der Würde verbunden wurde, wie später der Karls des Großen zum slavischen „Kral" (König) ward. Die Römer hatten das Königtum abgeschafft und jeden für vogelfrei erklärt, der danach streben wollte. Caesar fiel gerade darum, obwohl er doch die Krone ausgeschlagen hatte. Die Kaiser waren vorsichtig genug, wenigstens in Rom den Schein der Senat- und Volksregierung zu wahren. In der Provinz aber ließen sie sich selbst von den römischen Bürgern die damals üblichen göttlichen Ehren erweisen.

Der erste „Kaiser" ist Gaius Julius Caesar Octavianus zu benannt Augustus (geb. 63 v. Chr., gest. 14 n. Chr.); Julius Caesar hatte ihn, den Enkel seiner jüngeren Schwester, adoptiert. Augustus war nach Sueton mittelgroß — 5¾ Fuß, was etwa 170 cm ist —, war in jedem Lebensalter sehr anmutig, sein Haar lichtblond (sub flavus) und etwas gelockt, seine Haut zwischen bräunlich und weiß, dabei so empfindlich, daß er nie ohne Hut spazieren ging. „Er hatte wenige und kleine Zähne, und die waren rauh." Die Schmelzlosigkeit der Zähne weist vielleicht auf Rhachitis im Kindesalter hin, auch die etwas bräunliche Haut mag damit zusammenhängen. Sind die Blonden im allgemeinen lymphatisch, so war es Augustus anscheinend in höherem Maße, daher die Empfindlichkeit der Haut gegen den Sonnenbrand. Sein Gesichtsausdruck war gleichmäßig still und heiter. Seine hellen Augen fielen durch ihren wunderbaren Glanz auf, er selbst meinte, es sei ein göttlicher Schimmer darin und freute sich, wenn man seinen Blick nicht aushalten konnte. „Hell", clarus, bezeichnet die graue, blaue oder grüne Iris.) Bei dem von ihm veranstalteten „Zwölfgötterschmaus" stellte er den Apoll dar. Obwohl er durchaus mit Würde aufzutreten wußte, ver-

wendete er doch, wie erzählt wird, auf sein Äußeres wenig Sorgfalt. Gelehrte Beschäftigung war ihm lieb; selbst beim Rasieren hatte er oft ein Buch in der Hand. Auf dem Throne folgte ihm Tiberius Claudius Nero (geb. 42 v. Chr., gest. 37 n. Chr.), sein Stiefsohn, dem ursprünglich etruskischem Geschlechte der Claudier entsprossen. Sueton hat sein geistiges Bild wohl in zu düsteren Farben gemalt. Selbst der Einsiedler von Capri mag nicht wahnsinnig gewesen sein. Er war glänzend begabt und eben deshalb hatte ihn Augustus adoptiert, obwohl er dem julischen Hause ferner stand als andere. Nach der großen Wiener Sardonyx-Gemme, die erst neuerdings als Triumph des Tiberius erklärt wird, früher als Triumph des Augustus galt, war er in jungen Jahren dem Augustus ähnlich, aber seine Nase war etwas länger und mehr hängend. Büsten aus späteren Jahren zeigen ihn bärtig, und Bart und Haar sind gelockt. Nach Sueton war er „kräftig und stark, sein Wuchs etwas größer als das Mittel, Schultern und Brust breit, die übrigen Glieder bis zu den Füßen hinab gleich und voll Ebenmaßes. Seine Linke war beweglicher und kräftiger als die Rechte. Die Knöchel waren so stark, daß er einen frischen und unversehrten Apfel mit dem Finger durchbohren und den Kopf eines Kindes, ja sogar den eines Jünglings durch einen Stüber verwunden konnte. Seine Hautfarbe war weiß. Das Haar trug er am Nacken, anscheinend der Sitte seines Hauses entsprechend, ziemlich lang, so daß es auch noch den Hals bedeckte. Edel und wohlgestaltet war der Schnitt seines Gesichtes; häufig jedoch entstellten es plötzlich auftretende Wimmen. Seine Augen waren sehr groß, und wunderbarerweise konnte er bei Nacht und im Finstern sehen, aber nur eine kurze Zeit unmittelbar nach dem Erwachen aus dem Schlafe; dann wurde sein Gesicht wieder schwächer. Er ging mit steifem und zurückgebogenem Nacken und fast immer mit ernster Miene umher. Er war sehr schweigsam. Auch mit seiner Umgebung sprach er gar nicht oder nur sehr selten und dann stets überaus langsam und mit einer gewissen unbewußten Bewegung der Finger. Tiberius erfreute sich einer eisernen Gesundheit, obgleich er seit seinem dreißigsten Jahre die

Kunst der Ärzte verschmähte und seine Lebensweise nach eigenem Gutdünken regelte". Im Lager hieß er schon zu Beginn seiner militärischen Laufbahn wegen seiner Vorliebe für Wein Biberius (Säufer) statt Tiberius, Caldius (Erhitzter) statt Claudius und Mero (Trinker ungemischten Weines) statt Nero. Die Eigenschaft, im Finstern sehen zu können, wurde den blauen Augen sehr blonder Menschen zugeschrieben. Wir haben uns Tiberius wohl blond zu denken, wenn auch nicht „hellblond" wie Augustus, weil das gewiß hervorgehoben worden wäre. Seinen Bruder Drusus, den tüchtigen Feldherrn gegen die Germanen, nennt Velleius Paterculus „an körperlicher Schönheit seinem Bruder höchst ähnlich". Auch von Caligula (ermordet 41), der als sein Großneffe und Adoptivenkel auf den Thron kam, erhalten wir kein farbiges Bild. Caligula war von zwei Seiten Julier, durch seine Mutter Agrippina, die Tochter von Augustus' Tochter Julia, und durch eine Großmutter, die Augustus' Schwester war. Sein Vater war der geistig hochstehende und nach Sueton auch körperlich ausgezeichnete Germanicus, der — nach Münzen — rein nordischen Typus mit großer gebogener Nase hatte; er selbst hatte nach Sueton ansehnlichen Wuchs und blasse Gesichtfarbe, nach den Büsten recht hübsche, aber nicht bedeutende Züge, nach den Münzen eine leicht gesattelte Nase und einen auffallend kurzen Kopf. Die Geschichten, die Sueton über ihn erzählt, mögen zum Teil Hofklatsch oder absichtliche Legendenbildung sein, dennoch spielt bei seinem alles überbietenden Deo-Caesarismus wahrscheinlich auch eine gewisse geistige Störung mit, die in einer schweren Erkrankung schon in seiner ersten Regierungzeit ihre Grundlage haben mag. Mehr böswillige Verzerrung mag in dem Bild des Bruders und Nachfolgers Caligulas, des Claudius (gest. 54), liegen. Claudius war von Augustus und Tiberius zurückgesetzt worden; nun riefen ihn als Sprossen des julisch-klaudischen Hauses, vor allem als Sohn des unvergeßlichen Germanicus, die Praetorianer zum Kaiser aus; das erste Beispiel für diese Art der Erhebung auf den römischen Thron. Seine Regierung war glücklich, er selbst eine stille, bescheidene Gelehrtennatur, ein Er-

forscher der karthagischen, römischen und etruskischen Altertümer. Nach Sueton war er „von breiter Statur, hatte ein gutes Aussehen, schöne graue Haare und einen vollen Hals". Aber in seinem Alter — er starb mit siebzig Jahren — machten sich auch Gebrechen geltend; er sprach stotternd, war schwach auf den Beinen, zuckte mit dem Kopfe, hatte sabbernde Lippen und in den Winkeln blutunterlaufene Augen. Auch sein unschickliches Lachen wird hervorgehoben. Die Münzen zeigen eine Unterkehle und langen Kopf. Seinen Günstlingen, den freigelassenen Pallas und Narciß, und seinen Frauen gegenüber war er schwach. Den Sohn der Agrippina, der Tochter des Germanicus, machte er, seinen rechten Sohn zurücksetzend, zu seinem Adoptivsohn und Nachfolger. So kam Nero (ermordet 68) auf den Thron. Von Vatersseite stammte Nero aus dem plebeiischen Geschlecht der Domitier, aus dem Zweige der Ahenobarben, der „Feuerbärte". Das Rätsel seines ungeheuerlichen Wesens erklärt das Wort „caesarischer Allmachtschwindel" nicht allein. Gewiß häufte Sueton auf ihn Züge, die von andern genommen oder erdichtet worden sein mochten, aber was als geschichtlich gelten darf, ist genug, ihn in den späteren Jahren als einen ganz oder halb Tollen zu betrachten. Von Seneca trefflich erzogen, schien er anfänglich ein tüchtiger Herrscher werden zu wollen. Seneca spricht von der „angeborenen Wildheit" Neros. Nero hatte nach Sueton „nahezu die gewöhnliche Größe, eine schmutzige und übelriechende Haut, hellblondes Haar, ein mehr schönes als anmutiges Gesicht, blaugraue matte Augen, einen feisten Nacken, einen vorstehenden Bauch, schlanke Beine und eine feste Gesundheit. Sein Äußeres in Kleidung und Haltung war in der Art schandbar, daß er immer Haarflechten trug und diese auf seiner Reise nach Achaia sogar hinten über den Scheitel herabhängen ließ." Es waren das falsche Zöpfe, so zu einer Zeit, die seiner Geliebten und späteren Gattin Poppaea, deren Haar er in einem Gedichte mit dem gelben Bernstein verglichen hatte. Nero war ein Mischling, das bezeugen seine „schmutzige" Haut, das Zurückbleiben unter dem Mittelmaß, der feiste Nacken, der ein verkürztes Hinterhaupt voraussetzt, seine verkniffenen,

übelwollenden Züge, das tief in die Stirne hereingewachsene Haar, wie es seine Büste im Louvre zeigt. Die Nase war fast senkrecht und bildete mit der Stirn eine gerade Linie; der Mund war sehr klein, das Kinn stand etwas vor. Mund und Kinn erinnern an gewisse Habsburgertypen, auch scheinen die Lippen nicht ganz geschlossen gewesen sein.

Mit Nero erlosch die julisch-claudische Dynastie — eine Dynastie hauptsächlich durch Adoption, nur durch einen dünnen Blutfaden verbunden. Nach Neros Tod begann bereits die Gegenkaiserschaft, die für das spätere Kaisertum so bezeichnend ist. In Gallien wurde Galba (gest. 69) aus dem vornehmen Hause der Sulpicier zum Kaiser ausgerufen, nach seinem Tode ließ sich Otho (gest. 69 durch eigene Hand) von den Praetorianern zum Kaiser erheben: am Mittelrhein rief man Aulus Vitellius (gest. 69) zum Kaiser aus. Galba hatte nach Sueton die „gewöhnliche Größe, einen ganz kahlen Kopf, blaue Augen, eine gebogene Nase". Die Büsten und Münzen zeigen außerdem ein langes Dante-Kinn. Vitellius hatte, ebenfalls nach Sueton, „einen ungeheuer langen Wuchs, ein rotes Gesicht — von den vielen Weinräuschen". Die Büsten, wovon sich eine ganz vorzügliche in Wien befindet, zeigen ein sehr verfettetes, aber rein nordisches, nicht unedles Gesicht mit großer geschwungener Nase. Er wie sein Vater, Lucius Vitellius, erwarben sich ihre Stellung durch Schmeichelei und niedrige Dienste; bei seinen Truppen besaß Vitellius kein Ansehen. Auch, als Vespasian schon gegen ihn heranzog, gab er sich noch den geliebten Tafelgenüssen hin. Otho soll nach Sueton „nur mittelmäßig groß, schlecht zu Fuß und krummbeinig gewesen sein". Das Gesicht zeigt auf den Büsten eine gewisse Ähnlichkeit mit Nero. Otho bewährte als Statthalter in Lusitanien Einsicht und Milde, doch in den Kämpfen um seine Stellung fehlten ihm Tatkraft und Ausdauer. Er war der Genosse Neros bei dessen Ausschweifungen gewesen und hatte ihm seine Gemahlin Poppaea abgetreten.

Mit Titus Flavius Vespasianus (gest. 79) kam der erste Flavier und wieder ein tüchtiger Herrscher auf den Thron. Er stammte aus einfacher Familie; sein Großvater

soll Tagelöhnerssohn gewesen sein und hatte unter Pompeius im Heere gedient, sein Vater war Zolleinnehmer. Er stammte durch beide Eltern aus dem Sabinischen. Nach Sueton war er hochgewachsen und hatte große, aber matte Augen. „Im übrigen zeigte, namentlich in seinen jüngeren Jahren, sein ganzer Körper Schönheit und Anstand mit Ausnahme der Füße, woran er zu kurze Zehen hatte; später entstellte ihn auch noch Kahlheit und ein dicker Bauch und hagere Beine. Wie sehr die schüchterne Röte seines Gesichtes gefalle, wußte er so gut, daß er einst im Senat selbstgefällig sprach: „Bis jetzt hat Euch wenigstens mein Herz und mein Gesicht gefallen". Der Ausdruck des Gesichtes freilich war der „eines, der sich anstrengt" (beim Stuhlgang). Und so zeigen denn die Büsten einen großen schmallippigen Mund und etwas verkniffene Züge. Das Gesicht und der Schädel sind breiter als bei reinem nordischen Typus. Bartlos, mit dem starken Kinn, der wohlgeformten, doch nicht eben langen Nase, dem gescheiten Blick sieht Vespasian wie ein deutscher Theologe aus. Sein Sohn Titus (gest. 81), von den Römern amor et deliciae generis humanis genannt, hat mit dem kürzeren Munde, dem schmäleren Gesicht einen reinen nordischen Typus. Er war ein vorzüglicher Bogenschütze und Reiter, hatte Geist und Sinn für Kunst und war von freiem gewinnenden Wesen. Nach Sueton hatte er „eine schöne Gestalt, nur daß sein Bauch etwas zu viel vorstand, und ungemeine Stärke". Ganz rein nordisch sind Gesicht und Gestalt Domitians (gest. 96), des zweiten Sohnes Vespasians, nach dem großen Caesarenstandbild im Vatikan. Er galt als schöner Mensch; in der Aufwallung aber schoß ihm leicht das Blut ins Gesicht. Die sonst ebenmäßige gebogene Nase scheint etwas fleischig gewesen zu sein. Auch Domitian war ein hochbegabter Herrscher, aber bei ihm zeigt sich wieder wie bei Tiberius, Caligula und Nero der Umschlag von wohlwollender Staatsführung zu Grausamkeit und Überwahn. Ein zweiter Nero, wie er wohl genannt wird, war er nicht; er tat alles aus klar ersichtlichen Gründen, nicht aus Tollheit.

Auf die Flavier folgte in Nerva, Traian, Hadrian,

Antoninus Pius, Marcus Aurelius und Commodus eine andere Dynastie ganz besonderer Art. Bis auf Commodus war immer einer des andern Adoptivsohn, und weniger Verwandtschaft als Tüchtigkeit bestimmte die Adoption, so daß hier eine Auslese hervorragend begabter Persönlichkeiten stattfand. Nerva (gest. 98) wurde im Jahre 96, schon hoch betagt, vom Senat zum Kaiser ausgerufen. Im Gegensatz zu dem Willkürregiment der vorhergehenden Kaiser, die zumeist durch Frauenschliche oder durch Militärwillen auf den Thron gekommen waren und schon aus solchem Grunde die Verfassung zu knebeln, zu vernichten suchen mußten, ließen diese Kaiser den Senat neben sich wirken. Die Geschichtschreibung eines Tacitus wäre bis dahin unmöglich gewesen. Nerva hatte nach den Büsten rein nordische Züge; die Münzen heben seine stark gebogene große Nase hervor. Nerva hatte sich seinen Adoptivsohn Ulpius Traianus (gest. 117) zum Mitregenten gewählt. Traian war der erste Kaiser, der aus der Kolonie, nämlich aus Spanien stammte. Er war nach dem jüngeren Plinius „schon dem Körper nach erhabener und größer als die andern". Aus der Nachricht, daß Theodosius, sein Nachkomme, ihm ähnlich war, wird wohl mit Recht geschlossen, daß auch er blond war; von Gesicht war er frischer als Theodosius. Er trug das schlichte Haar in die Stirn gekämmt, die dadurch niedrig erscheint; der Hinterkopf war gut ausgebildet, die Nase leicht gebogen oder geschwungen, doch nicht eben groß. Der Senat zeichnete ihn mit dem Beinamen des „Besten" aus. Auch Traians Nachfolger, der ihm verwandte und von ihm erzogene Aelius Hadrianus (gest. 138), stammte aus der spanischen Kolonie, war aber in Rom geboren. Nach Spartianus war er „von hohem Wuchs und hübscher Gestalt; seine Haare waren nach dem Kamme gelockt, sein Bart, um die natürlichen Narben seines Gesichtes zu verdecken, lang und sein Körperbau stark". Die Büsten zeigen keinen „langen", sondern einen kurzgehaltenen, gelockten Vollbart; die Züge sind sehr regelmäßig, weniger römisch als griechisch. Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius (geb. 86, gest. 161), stammte aus dem Zweige der Aurelier (von aurum, „Gold"), der

den Beinamen Fulvus (goldblond) trug. Er hatte nach Capitolinus „ein ehrfurchtgebietendes Äußere, vortreffliche Geistesgaben, milde Sitten, eine edle Gesichtbildung und ein sanftes Gemüt". Auch an einer andern Stelle wird sein „schöner hoher Wuchs" erwähnt; „da er aber bei seiner ansehnlichen Länge im Alter gebückt ging, ließ er sich, um sich aufrecht halten zu können, mit auf die Brust gelegten Lindentäfelchen umwickeln". Die Büsten und Münzen zeigen ihn bärtig und von rein nordischen Zügen mit großer, ziemlich gerader Nase. Der nächste Kaiser, Marcus Aurelius Antoninus (gest. 180), ein Verwandter des Hadrian und des Antoninus Pius, stammte wieder aus der spanischen Kolonie, aus einer dortigen vornehmen Familie. Er hieß ursprünglich Annius Verus. Allgemein bekannt ist er durch seine griechisch verfaßten „Selbstbetrachtungen". Seine Regierung war von mancherlei Mißgeschicken, Barbareneinfällen und einer schrecklichen Pest, betroffen. Seine Reiterstatue steht auf dem Kapitol. Da hat er rein nordische Züge; das volle Haar und der Philosophenbart sind künstlich gelockt. Er muß von hoher und schöner Gestalt gewesen sein. Eine Büste im kapitolinischen Museum stellt ihn als Jüngling von feinem, schmalem Gesichte und mit großen, rein geschnittenen Augen dar. Sein Mitregent war einige Zeit Lucius Verus (gest. 169), den er auf Wunsch Hadrians adoptiert hatte. Verus war jedoch ausschweifend und untüchtig. Die Familie war etruskischer Herkunft. Sein Vater, ursprünglich Lucius Ceionius Commodus, dann Aelius Verus, war von Hadrian adoptiert worden. Spartianus sagt von ihm, daß seine Augen außerordentlich und mehr als bei Menschen gewöhnlich blau gewesen seien. „Verus war", schreibt er weiter, „sehr heiter im Leben und in den Wissenschaften bewandert, aber dem Hadrian mehr durch seine Schönheit als durch seine Sitten angenehm. Er war ein Liebhaber des Putzes, besaß einen feinen Anstand und hatte ein majestätisch-schönes Äußere und ein achtungeinflößendes Gesicht". Der Sohn hatte (nach Capitolinus) ebenfalls eine schöne Gestalt, einnehmende Gesichtzüge, trug einen langen Bart, fast wie die Barbaren, war hoch gewachsen, und seine zusammenlaufenden Brauen gaben

seiner Stirn etwas majestätisches. Auf seine blonden Haare soll er so große Sorgfalt verwendet haben, daß er sie „mit Goldstaub bestreute, um ihren Glanz zu erhöhen". Er war dem Mark Aurel, mit dem er ja auch verwandt war, sehr ähnlich. Doch fragt es sich, ob darum auch Mark Aurel als blond anzunehmen ist. Sein Sohn, Commodus (ermordet 192), der ihm völlig ähnlich ist, war jedenfalls (nach Herodian) blond, sein Haar dabei von „strotzender Kräuse". Nach seiner Büste als Herkules mit der Löwenhaut auf dem Kopfe und auf der Brust verschlungenen Pranken trug er Haar und Bart ganz ebenso gelockt wie der Vater. Lampridius meldet, er habe sein Haar immer gefärbt und mit Goldstaub gepudert getragen. Commodus war einer der schlechtesten römischen Kaiser. Wie Nero als Schauspieler, so liebte er als Tierkämpfer und Gladiator aufzutreten. Er wurde im Auftrag seiner Konkubine und des Hofes, wo niemand mehr seines Lebens sicher war, von einem Athleten erdrosselt.

Nach Commodus erhoben die Soldaten den greisen Pertinax auf den Thron, der ursprünglich Lehrer der Grammatik, dann aber Offizier gewesen war, einen Mann mit den besten Absichten. Er wurde nach kurzer Zeit (193) von den Prätorianern ermordet. Capitolinus nennt ihn von „wahrer Herrschergestalt", wonach er groß war. Sonst hatte er „in seinem Alter ein ehrwürdiges Aussehen, trug einen lang herabhängenden Bart und seine Haare gelockt; sein Körper war ziemlich stark, sein Bauch etwas vorstehend." Sein Nachfolger Didius, der Urenkel des berühmten Rechtslehrers Salvius Julianus, wurde bereits nach einer Regierung, wenn man das Wort bei ihm gebrauchen kann, von sechsundsechzig Tagen ermordet. Didius hatte die Krone um sechzig Millionen Mark von den Prätorianern erkauft. Er kümmerte sich um gar nichts. Auf den Münzen sind Pertinax und Didius durch gleiche Barttracht einander ähnlich: Typen zwischen einen Gambrinus und einem Moses von Michelangelo. Gegen Didius wurden drei Gegenkaiser aufgestellt: Pescennius Niger, ein tüchtiger Feldherr, Decius Clodius Albinus und Severus. Pescennius (gest. 194) war nach Spartianus

„von Wuchs hoch und wohlgebildet; sein Haar trug er in schönen Locken zurückgescheitelt. In seinem Gesichte zeigte sich immer eine gewisse bescheidene Röte, sein Nacken dagegen war so schwarz, daß er deswegen nach der Behauptung mehrerer den Namen Niger bekam. Sonst war er weiß und etwas starken Leibes". Albinus dagegen erhielt nach Capitolinus seinen Beinamen, „weil er, dem gewöhnlichen Naturlaufe bei Knaben zuwider, statt rötlich ganz weiß zur Welt kam", was durch einen Brief seines Vaters belegt wird. Nach anderer Meinung erhielt er ihn wegen seiner außerordentlich weißen Haut überhaupt. Er war von hoher Gestalt, hatte krülles, in Locken gelegtes Haar und eine breite Stirn.

Lucius Septimius Severus, geboren 146 in der phönizischen Kolonie Leptis in Afrika, gestorben 211, begründete wieder eine Art Dynastie. Er stammte aus einer romanisierten afrikanischen, wohl phönizischen Familie. Seine Gestalt war schön und hochragend, sein Haupthaar grau und kraus, seine Gesichtszüge achtunggebietend (Spartianus). Man hat in ihm einen „Semiten" sehen wollen. Seine Büsten geben dazu kein Recht. Er trägt Haar und Vollbart nach der Mode in Locken, Nase, Augen, Mund und Ohren sind durchaus nordisch. Dagegen mag es nicht ohne Einfluß gewesen sein, daß er sich fremder Herkunft bewußt war: er stellte die Provinzen dem Mutterlande gleich, stützte sich nicht auf die Prätorianer, die er vielmehr auflöste und durch eine aus gedienten Soldaten aller Truppen gebildete Garde ersetzte, sondern auf das ganze Heer. Nimmt man hinzu, daß seit 175 die Germanisierung und Barbarisierung des Heeres immer weiter fortschritt, so erkennt man die Bedeutung dieser Verlegung des politischen Schwergewichts auf das Heer auch für die Rasse. Nach vierundzwanzig Jahren besteigt den Kaiserthron ein Germane. Severus bestimmte zu seinen Nachfolgern seine Söhne Septimius Geta und Marcus Aurelius Antoninus Bassianus mit dem Beinamen Caracalla (ermordet 217). Caracalla begann damit, daß er seinen Bruder in den Armen der Mutter ermordete (211) und zugleich dessen Anhänger, angeblich zwanzigtausend, ermorden ließ. Der Caesaren-

wahnsinn hat in ihm eines der bezeichnendsten Beispiele. Sein ganzes Reich durchziehend, äffte er Alexander den Großen nach. Charakteristisch ist seine Liebedienerei gegen den germanischen Teil seines Heeres: „oft legte er die römischen Kleider ab und ging in germanischer Tracht, in Mänteln mit Silberzierrat und setzte auf das Haupt blonde, nach germanischer Haartracht frisierte Perücken“ (Herodian). Man sagte von ihm, dem in Lyon geborenen Sohn eines afrikanischen Vaters und einer syrischen Mutter — Julia Domna stammte aus Syrien, hatte aber nach den Münzen rein nordische Züge —, er vereine die Laster dreier Stämme in sich: gallische Leichtfertigkeit, afrikanische Wildheit und syrische Spitzbüberei. Anders als sein Vater hat er wirklich ein etwas fremdartiges Aussehen; die Nase ist zwar groß und vorspringend, aber zu niedrig und so erscheint auch das übrige Gesicht etwas zusammengequetscht, die Augen verkniffen und bösartig. Er war auch klein von Gestalt. Sein Bruder Geta hatte nach den Münzen eine gesattelte Nase. Der hauptsächlichste Anstifter der Ermordung Caracallas, Marcus Opellius Macrinus, wurde sein Nachfolger, wurde aber schon nach einem Jahre (218) hingerichtet. Die Münzen zeigen ihn mit Vollbart und langer spitzer Nase. Er hatte seinen neunjährigen Sohn, Antoninus Diadumenus (Diadumenianus), zum Mitregenten genommen. Das war ein schöner Knabe mit blondem Haar und schwarzen Augen (Lampridius). Er wurde mit dem Vater zugleich hingerichtet. Der berüchtigte Heliogabalus (ermordet 222) führte als angeblicher Sohn Caracallas die severische Dynastie fort. Er war mit Caracalla entfernt verwandt und hieß eigentlich Varius Avitus Bassianus, Heliogabalus nannte er sich nach dem Sonnengott von Emesa in Syrien, Ela-gabal (Felsengott), dessen Oberpriester er war. Wie weit er syrisches Blut hatte, ist nicht sicher. Er gab sich ganz als orientalischer Herrscher. Die Berichte über ihn wiederholen oder übertrumpfen die Ungeheuerlichkeiten der schlimmsten Kaiser. Er wurde mit achtzehn Jahren ermordet. Capitolinus nennt ihn auffallend schön, die Münzen jedoch bestätigen das nicht: nach den einen hatte er gesattelte Nase und vorstehendes Kinn in der Art Lorenzos von

Medici, nach den andern gemäßigteren Typus. Auf Heliogabal folgte sein Vetter, der in Phönizien geborene Marcus Aurelius Alexander Severus (ermordet 235), ein Regent von besten Absichten, aber ohne Tatkraft und Festigkeit, in einer Soldatenzeit unsoldatisch, obwohl er „die Natur und Stärke eines Kriegsmannes“ gehabt haben soll. Lampridius, der das überliefert, schreibt ihm auch eine schöne, anmutige Gestalt zu. Nach einem Münzbild hatte er wie Heliogabal eine gesattelte Nase, nach dem andern, das ihn mit seiner Mutter Mammaea darstellt, reiner nordische Züge. Mammaea hatte eine große gebogene Nase, ein Wolter-Profil, so auch nach einer schönen Büste.

Maximinus Thrax, der nach der Ermordung Severs von den Truppen in Germanien zum Kaiser ausgerufen wurde, war der erste „Barbar“, der erste Germane auf dem römischen Kaiserthron. Alexander Severus hatte ihn unter die Garde aufgenommen, dann war er Senator und Heerführer geworden und hatte gegen die Perser und gegen die Alemannen gekämpft. Er war der Sohn eines Goten und einer Alanin und hieß ursprünglich Micca (vom gotischen mikil, „groß“), welcher Name in Maximin übersetzt zu sein scheint. Thrax hieß er als in Thrakien geboren. Er war acht Schuh einen Zoll groß und sein Daumen „so dick, daß er das Armband seiner Frau als Ring gebrauchen konnte“. Er „stand unter dem ganzen Heere in hohem Rufe der Tapferkeit und hatte ein männlich schönes Äußere, dabei wilde Sitten, war unfreundlich, übermütig und wegwerfend in seinem Betragen, doch häufig nicht ohne Gefühl für Billigkeit und Recht. Severus beförderte ihn zu immer höheren Stellen, wiewohl er noch sehr jung war; allein sein riesenmäßiger Körperbau, seine Schönheit, seine großen Augen und seine blendend weiße Hautfarbe zeichneten ihn vor allen aus.“ Eine treffliche Büste befindet sich im Münchner Antiquarium. Sein Gesicht ist derb, der Mund ziemlich groß, die Winkel ein wenig nach unten gezogen. Er trug sich rasiert und die Haare kurz geschnitten. Es ist fast wieder ein Kopf wie aus der Zeit der Republik. Sein Mitregent Maximus oder Maximin der Jüngere, sein Sohn, war „von so außerordentlicher Schönheit, daß

sich viele verbuhlte Frauenzimmer in ihn verliebten, ja mehrere sogar auch Mutter von ihm zu werden wünschten". Nach den Münzen hatten beide große starke Nasen, vorstehende Kinne und auch sonst die größte Ähnlichkeit miteinander, doch war der Sohn schöner, freilich auch jünger. Vater und Sohn wurden 238 von den unzufriedenen Soldaten erschlagen. Gegenkaiser der beiden Maximine waren gleichzeitig der aus niedrigem Stande stammende Marcus Clodius Pupienus Maximus (ermordet 238), ein tüchtiger Kriegsmann, und der hochadelige Decimus Coelius Balbinus (ermordet 238), beide vom Senat erhoben. Pupienus war schon nach seinem Beinamen „besonders groß", was Capitolinus bestätigt; Balbinus war „von gleich hohem Wuchs wie Maximus, von ansehnlichem Körperbau". Der erste trug sich nach den Münzen bärtig, der andere, etwas verfettet, bartlos. Gegen Maximus wurde in Afrika Marcus Antonius Gordianus Africanus, der Statthalter der Provinz, einer der edelsten und reichsten Familien Roms entsprossen, zum Kaiser ausgerufen, damals schon ein Achtzigjähriger, zugleich mit ihm sein Sohn Gordian der Jüngere. Ihre Herrschaft endete nach sechsunddreißig Tagen; der Sohn fiel in der Schlacht, der Vater erdrosselte sich darauf. Nach der Ermordung des Maximus und des Balbinus kam in dem Enkel des älteren Gordians ein dritter Gordian, Marcus Antonius Gordianus Pius Felix, ein dreizehnjähriger Knabe, auf den Thron. Der dritte Gordian wurde 244, neunzehnjährig, ermordet. Capitolinus berichtet über den älteren Gordian: er hatte „die gewöhnliche Statur eines Römers, schönes graues Haar und imponierende Gesichtzüge; seine Haut war mehr rot als weiß, sein Gesicht ziemlich voll, Augen, Mund und Stirne achtungeinflößend", und vermerkt dann die Nachricht eines zeitgenössischen Geschichtschreibers, wonach der ältere Gordianus dem Augustus, der jüngere dem Pompeius, der Enkel aber dem Scipio Africanus ähnlich gewesen sei[1]). Der jüngere Gordian,

[1]) Der zweite Gordian wurde nach Capitolinus, da er je zwei oder drei Kinder von zweiundzwanzig Beischläferinnen

eitel wie Nero und schwelgerisch wie Marcus Antonius, doch auch tatkräftig, trug sein Haar mit Goldstaub gepudert (Trebellius), was man bei blonden Haaren tat. Nach den Münzen hatten alle drei Gordiane nordische Züge. Von dem dritten gibt es eine schöne Büste im Louvre: ein edles, regelmäßiges Jünglingsgesicht; die Haare sind kurz geschnitten.

Der nächste Kaiser, Marcus Julius Philippus Arabs, der 244 auf den Thron kam, aber schon 249 in der Schlacht fiel, nachdem er 248 das tausendjährige Jubiläum der „ewigen Roma" mit großem Pompe begangen hatte, trug seinen Beinamen daher, daß er in der Provinz Arabia petraea und zwar in der römischen Kolonie Bostra geboren worden war. Die Münzen zeigen ein bärtiges Gesicht mit großer gebogener Nase. Philipps Nachfolger, Gaius Messius Traianus Decius (gefallen 251), ist der erste Kaiser aus den Donauländern; er stammte aus Budalin in Niederpannonien, war jedoch von edelm senatorischen Geschlecht und ließ es sich angelegen sein, die alte römische Sitte wieder herzustellen. Möglicherweise war seine Familie doch nur eine romanisierte, die sich nun mit besonderem Eifer als echt römisch gab. Seine Gesichtzüge waren nach den Münzen nordisch. War Philippus Arabs dem Christentum günstig oder doch nicht ungünstig gewesen — daß er Christ gewesen sei, ist Fabel —, so verfolgte es Decius als eine Neuerung. Auf Decius folgten Gaius Vibius Trebonianus Gallus (gefallen 253) und Gaius Valens Hostilianus Messius Quintus (gest. 253 an der Pest), des Decius Sohn oder Schwiegersohn, darauf Marcus Aemilius Aemilianus (ermordet 253). Gallus, auf der Insel Meninx in der kleinen Syrte geboren, hatte eine gebogene vorspringende Nase, ebenso Aemilianus, ein „Mauretanier" (?) von Geburt und von niedriger Abkunft; Hostilianus kennzeichnet eine vorstehende Stirne. Dies bei allen Dreien nach Münzen.

Unter dem greisen Publius Licinius Valerianus,

---

hatte, der „Priamus seiner Zeit" genannt, welchen Namen man aber wegen seines großen Zeugegliedes oft im Scherz in „Priapus" verkehrte.

Kaiser von 254 bis 260, in persischer Gefangenschaft gestorben, und dessen Sohn, dem dichterisch begabten Gallianus, Kaiser seit 253, gestorben 268, erlebte das römische Reich eine seiner unglücklichsten Zeiten. Die Pest wütete in verschiedenen Gebieten, überall gab es Einfälle von Feinden und erstanden Thronanmaßer (um 260). Sie stammten aus vornehmer Familie. Der Vater hat ein echtes Imperatorengesicht; er trug sich bartlos, war ziemlich voll. Der Sohn, der einen ganz kurz gehaltenen Vollbart trug, hat auf seiner Büste im Thermonmuseum in Rom einen träumerischen, etwas düsteren Ausdruck. Von den dreißig Thronanmaßern (Tyrannen), in Wirklichkeit nur ihrer achtzehn, finden sich mehrere gekennzeichnet. So Gaius Aureolus und Celsus durch ihre Namen als „goldblond" und „hochgewachsen". Trebellius schreibt über Celsus: „Seine Gerechtigkeit und sein hoher Wuchs ließen ihn des Thrones würdig erscheinen". Diese Nachricht ist zugleich ein Zeugnis dafür, daß den spätern Römern wegen der Kleinheit der Allgemeinheit hoher Wuchs allein schon als Auszeichnung galt. Unter den Thronanmaßern war auch die späte Ptolemäersprossin Septimia Zenobia, deren Gatte, der Araberfürst Odenathus, von Palmyra aus ein großes Gebiet beherrschte. Sie wurde erst von Aurelian in ihrer Stadt besiegt (270). Sie war eine brünette Schönheit (vgl. S. 60).

Mit Marcus Aurelius Claudius II. Gothicus kam (268) der erste sichere „Illyrer" auf den Thron. Es seien gleich hier alle die Herrscher aufgezählt, die in der Folge aus dem illyrisch-pannonisch-dakischen Völkerkreise kamen: außer Claudius II. Quintillus, Aurelianus, Probus, Carus (?) mit seinen Söhnen Numerianus und Carinus, Diocletianus, Maximinianus, Flavius Valerius Severus, Galerius, Valerius Maximinus-Daia, Licinius, Maxentius, Constantius Chlorus, Constantin der Große, Constantinus II., Constans, Constantius II., Constantius Gallus, Julian der Abtrünnige, Jovianus (?), Valentinianus I., Valens, Gratianus, Valentinianus II., Julius Nepos, Romulus Augustus. Alle diese gehörten Völkern an, die damals als blond galten. Ebensolchen entstammten die der Germanen Magnentius und Carausius, der gallische

Averner Avitus und der kleinasiatische Galater Anthemius. In dieser Zeit wurde Flavius, „Blonding", ein fast von allen geführter kaiserlicher Vorname. Claudius II. war ein tapferer Kriegsmann, Besieger der Alemannen und der Goten; 270 starb er an der Pest, ein schwerer Verlust für das verfallende Reich. Für kurze Zeit folgte ihm sein Bruder Quintillus. Man nannte ihn den göttlichen Claudius. Nach Trebellius hatte er „einen hohen Wuchs, blitzende Augen und ein breites volles Gesicht". Daß Claudius tatsächlich blond war, bestätigt Johannes Malalas, der sonst freilich keine ganz zuverlässige Quelle ist; er läßt nämlich die von ihm behandelten Personen, über die oft gegenteilige ältere Berichte vorliegen, gewöhnlich häßlich sein. Auch Claudius II. hatte nach ihm zu schlichtem blondem Haar eine stumpfe Nase, einen verzogenen Mund und einen vorstehenden Bauch. Malalas vertritt jene, auch heute zum Teil herrschende Richtung, wonach bedeutende Männer zumeist häßlich sind, eine Reaktion gegen die stereotype Schönfärbung. Die Münzen des Claudius zeigen ein Melanchthon-Profil mit vorstehendem Kinn, in gemäßigter Form jenen „Barbarentypus", der für fast alle „Illyrer" kennzeichnend ist: mehr senkrechten Bau des Gesichtes bei gebogener Nase und den letzten Römern gegenüber merklich längerem Schädel.

Mit Aurelianus (ermordet 275) begann ein neuer Aufstieg des Reiches, der unzweifelhaft dem Einströmen der zahlreichen Illyrer und Germanen zu danken war. Zwar wurden noch immer die Kolonisten romanisiert, aber die aus ihnen hervorgehenden Beamten führten doch den Staat in neuem Geiste weiter. Daneben kam es zu kräftiger Abwehr der Germanen jenseit der Reichsgrenzen. Aurelian konnte geradezu als Wiederhersteller der Reichseinheit gefeiert werden. Er stammte aus Sirmium, war niedriger Herkunft und hatte nach den Münzen den gekennzeichneten illyrischen Typus. Nach Vopiscus war er von gewaltiger Körperkraft und von majestätischer Gestalt. Sein Gegenkaiser — in Ägypten — war der Großindustrielle Firmus, der sich rühmte, aus Papier und Leim eine Armee unterhalten zu können. Er hatte (nach Vopiscus) eine riesenmäßige

Statur, weit hervorstehende Augen, krauses Haar, braune Gesichtfarbe, aber sonst weißen, doch ganz behaarten Körper, weshalb man ihn gewöhnlich den Zyklopen nannte.

Marcus Claudius Tacitus, ein Mann voll Milde und Gerechtigkeit, wider seinen Willen 275 vom Senat zum Kaiser erhoben, geboren 200, ermordet 276, war wieder ein Römer, angeblich ein Nachkomme des Historikers Tacitus, dessen Werke er vervielfältigen ließ. Gegen die Illyrer ist sein Typus (nach Münzen) unedler, die Nase kürzer, der Schädel runder. Es folgte ihm Marcus Aurelius Probus (ermordet 282), in Sirmium aus niedrigem Stande geboren, ein tüchtiger Feldherr, der namentlich gegen die nördlichen Germanen die Grenzen schützte. Seine Büste zeigt ein langes, schmales Gesicht, große, reine Züge, einen kurzgehaltenen Vollbart, schlichtes, kurzes Haar. Bei Marcus Aurelius Carus (gest. 282) und dessen Söhnen Numerianus (gest. 284) und Marcus Aurelius Carinus (ermordet 285), die ihm folgten, ist die „illyrische" Herkunft nicht ganz sicher, doch spricht dafür, daß Carus von Probus zum Obersten der Leibwache gemacht wurde, und auch sein Vorname Marc Aurel, der in Illyrien und Pannonien als Erinnerung an den Kaiser besonders beliebt gewesen zu sein scheint. Carinus hat denn auch nach seiner Büste ähnliche Züge wie Probus, denselben Augenschnitt, dieselbe Haar- und Barttracht; nur ist die Stirne etwas niedriger. Die Münzbilder der letzten vier zeigen verwandte Züge. Carausius, von 287 bis 293 in Britannien Kaiser, war ein germanischer Menapier.

Numerianus war nach der Meinung der Soldaten ermordet worden. Der Verdacht fiel auf seinen Schwiegervater Aper (der einen germanischen Namen trägt: Aper, gotisch abar, „mächtig"). So wählten die Truppen den Dalmater Diocles zum Kaiser und der, jetzt sich Diocletianus nennend, stieß den Verdächtigten mit eigener Hand nieder, als er sich eben zum ersten Male im kaiserlichen Schmucke dem Heere zeigte. Diocletian, Kaiser von 284 bis 305, stammte aus Dioclea in Dalmatien und aus niedrigem Stande. Da er die Christen verfolgen ließ, wurde von christlichen Schriftstellern sein Bild viel zu schwarz gemalt.

Wohl scheute er — ebenso wie Augustus — vor nichts zurück, wo es einem höherem Zwecke diente, aber er war nicht grausam aus Lust. Und wie Augustus stand ihm immer nur das Wohl des Reiches vor Augen. Freilich verlegte er den Schwerpunkt nach dem Osten. Er selbst residierte in Nikomedia in Bithynien, sein Mitkaiser, Marcus Aurelius Maximinianus bald in Mailand, bald in Aquileia. Die Dezentralisierung ging noch weiter, indem Diocletian außer ihnen beiden auch noch Flavius Constantius und Galerius zu Mitkaisern nahm. Diocletian war nach Malalas, der ihn im Alter schildert, von hoher, hagerer Gestalt, aber hielt sich etwas vorgeneigt. Seine Nase war stark, seine Hautfarbe weiß, die Augen blau, Haar und Bart ergraut. Auf manchen Münzen hat er zu dem üblichen illyrischen Typus eine stark vorgewölbte Stirn, auf andern eine nur senkrechte. Maximinianus (gest. 310 durch eigne Hand) war ebenfalls aus dem untersten Volke gekommen, ein Pannonier, weniger Feldherr als Haudegen, leidenschaftlich und wagemutig. Diocletian, der sich selbst für einen Jupitersohn erklärte und Jovius nannte, legte ihm den Namen Herculius, Herkules-Sprosse, bei. Daraus darf man auf hohe Gestalt schließen. Galerius (gest. 311) war der Sohn einer über die Donau ins Reich gewanderten „Barbarin", also Halbgermane, wenn nicht etwa auch der Vater kein eigentlicher Dacier, sondern Eingewanderter war. Anders als die andern Kaiser dieser Völkergruppe hat ja Galerius niemals römische Art angenommen, den üblichen geschmückten Stil gehaßt, die Rhetoren geradezu verfolgt. Otto Seeck kennzeichnet ihn in seiner glänzenden „Geschichte des Untergangs der antiken Welt", der ich von hier an mehrfach folge, als „maßlos im Hasse wie in seiner abergläubischen Götterverehrung, von rücksichtloser Herrschsucht und starker Energie, unbedenklich bereit, Dankbarkeit, Pflicht und Vaterlandsliebe dem egoistischem Interesse seiner Person zu opfern". Er war in seiner Jugend Viehhirt gewesen, was damals fast gleichbedeutend mit Räuber war und zeigte sich tollkühn auch noch als Kaiser. Bei seinem Eintritt ins Heer war er auch durch seine hohe Gestalt und seine außergewöhnliche Schön-

heit aufgefallen; in späteren Jahren entstellte ihn übermäßige Dickleibigkeit.

Zugleich mit Diocletianus mußte auch Maximinian dem Thron entsagen. Den Titel Augustus führten jetzt Galerius und Constantius, den Titel Caesar ein Schwestersohn des Galerius, Maximinus und Flavius Valerius Severus, der ebenfalls ein Werkzeug des Galerius war. Maximinus, der 307 den Titel Augustus annahm, sich aber in den Kämpfen nicht zu behaupten vermochte und 313 auf der Flucht starb, war nach seinem ursprünglichen Namen, Daia, wohl nicht „Dacier“, sondern Germane, und dies verstärkt noch die Vermutung, daß auch sein gewaltiger und gewalttätiger Oheim reiner Germane gewesen sei. Sein Mitcaesar war Licinius (hingerichtet 325), ebenfalls ein Dacier, ein Alters- und Kampfgenosse des Galerius. „Die neuen Caesaren waren beide recht unbedeutend und eben darum dem herrschsüchtigen Galerius bequem. Severus, ein Soldat von niedriger Herkunft und bäurischen Sitten, wie er selbst, war ihm als lustiger, wenn auch oft überlustiger Kumpan lieb geworden. Maximinus hatte mit seinem Blutsverwandten eine große Familienähnlichkeit gemein, die sich aber nur auf die Fehler, nicht auch auf die Tugenden zu erstrecken schien. Von der militärischen Tüchtigkeit, dem klaren Zweckbewußtsein, der Herrschaft über die Gemüter der Menschen, die dem Galerius eigen waren, hat er niemals Proben abgelegt; doch an Leidenschaftlichkeit und Herrschgier, an Selbstsucht und Grausamkeit stand er nicht hinter ihm zurück. Galerius war dem Bechern nicht abhold; Maximinus betrank sich fast täglich bis zur Sinnlosigkeit. Der Glaubenseifer seines Oheims verzerrte sich in ihm zur Karikatur: das Martern und Hinschlachten der Christen betrieb er mit wahrer Begeisterung. Hastig zutappend griff er nach allem, was seine Begierde reizte, mochten es fremde Weiber oder fremde Provinzen sein; doch stieß er auf gefährlichen Widerstand, so verlor er alsbald den Mut und die Besonnenheit.“ Nicht günstiger ist das Bild, das Otto Seeck von Maxentius, dem Sohne Maximinians, entwirft; er nennt ihn „häßlich und unansehnlich von Gestalt, von ebensoviel Hochmut wie

Unfähigkeit, grausam wollüstig und abergläubisch". Seine Mutter, Eutropia, war eine Syrerin. Er ertrank 312 auf der Flucht in der Tiber. Zur selben Zeit traten auch in den Provinzen eigene Kaiser auf. In Britannien der germanische Menapier Carausius (Kaiser von 287 bis 293), dann sein Mörder Allectus (bis 296), über dessen Herkunft ich nichts gefunden habe, in Ägypten Achilleus (296/297), der seinen Freigelassenennamen durch Lucius Domitius Domitianus ersetzte, unter den keltischen Bagauden Aelianus und Amandus. Der Name Achilleus läßt wohl auf Blondheit schließen. Von seinem Sohne, den Maxentius in seine Gewalt zu bekommen suchte, wird berichtet, daß er ein schöner Jüngling gewesen sei. (Maxentius hatte es auf schöne Jünglinge ganz so abgesehen wie auf schöne Weiber.)

Schon bald nach der Abdankung Diocletians wurde neben seinem Vater auch Constantinus der Große zum Kaiser erhoben. Nach dem steten Wechsel der Personen kam es wieder zur Bildung einer Dynastie. Flavius Valerius Constantius, dem spätere byzantinische Schriftsteller den Beinamen Chlorus, der „Hellblonde", gegeben haben[1]), war schon von Diocletian zum Mitkaiser erwählt worden und wurde nach dessen Abdankung Augustus, starb aber schon 306. Er war ein tüchtiger Soldat, aber eine stille, zurückhaltende Natur, dem Christentum offenkundig geneigt und in zweiter Ehe mit einer Frau, Theodora, der Stieftochter Maximians, vermählt, die später ihr Christentum bekannte. Wahrscheinlich stammte er aus vornehmer Familie, vielleicht sogar von dem Illyrier Claudius II. Gothicus; andere lassen ihn aus niederem Stande sein. Die Mutter seines Sohnes Constantin, Helena, war jedoch wahrscheinlich eine Bithynierin; Constantius hatte sie auf seinen Kriegszügen kennen gelernt und mitgenommen. Sie soll eine Schenkwirtin (stabularia) gewesen sein. Der Sohn hielt sie hoch in Ehren und nannte Drepana in Bithynien, das danach für ihre Heimat gehalten wird,

[1]) Gewöhnlich übersetzt man Chlorus mit „der Blasse"; aber chloros bedeutet zunächst hellgelb (und hellgrün).

nach ihrem Namen Helenopolis. In Bithynien siedelten seit Alters thrakische Stämme; auch Gallier waren hinzugekommen. Aber es ist natürlich nicht angängig, von hier aus Schlüsse über die Herkunft Helenas zu ziehen. Constantin der Große (gest. 337) wurde wahrscheinlich zu Naissus (Nisch) geboren. Er hatte eine hohe Gestalt und war so stark, daß er, kaum dem Knabenalter entwachsen, einem Löwen entgegentrat und vor den Augen des Kaisers und des Heeres eine Herausforderung zum Einzelkampfe annahm; auch als Kaiser kämpfte er selbst mit, teilte Wunden aus und empfing welche. Er ist einer der wenigen Feldherrn, die nie eine Schlacht verloren haben. Nach Cedrenus war er nur mittelgroß, dabei von breiten Schultern und festem Nacken, weshalb man ihn Trachelas (Dicknack) nannte. Er hatte eine rote Hautfarbe, dünnes und schlichtes Haar, sowie einen spärlich sprossenden, nur hier und da ins Gesicht tretenden Bart, eine gekrümmte Nase, Löwenaugen und eine immer heitere Miene. Vielleicht wegen des unschönen Bartes rasierte er sich, und brachte so die Bartlosigkeit wieder in Mode. Seine Schmeichler priesen seine Schönheit. Seine „rötliche Hautfarbe" erwähnt auch Malalas. Constantins Münzen und die Büste in den Uffizien in Florenz zeigen den allgemeinen illyrischen Typus. Die unmittelbaren Nachkommen Constantins waren ungleich weniger begabt als er selbst. Den Sohn Flavius Julius Crispus, den ihm eine Konkubine geboren hatte, ließ er, da er kaum Jüngling war, als des Ehebruchs mit seiner Stiefmutter überwiesen, hinrichten. Auch Flavius Claudius Constantinus II. (gefallen 390), der mit zwei andern Söhnen und einem Neffen von Constantin zum Nachfolger bestimmt worden war, hatte nicht die rechtmäßige Gattin des Kaisers zur Mutter, sondern eine Unbekannte. Er hatte vielleicht am meisten von der Kühnheit und Tapferkeit seines Vaters. Von den beiden rechtmäßigen Söhnen, Constans und Constantius, war ihm der erste ähnlich. Aber Constans (gest. 350) war hinwieder bedenklichen Gemütes. Er war ein Frömmler und ward es um so mehr, als er seine Neigung zu blonden Barbarenjünglingen von der Kirche als todeswürdiges Verbrechen gebrandmarkt sah.

Gegen ihn, der den ganzen Westen beherrschte, erhob sich der Germane Magnentius. Er wurde in einer kleinen Pyrenäenstadt in einer Kirche niedergestoßen. Des Kaisers Lieblingssohn war Constantius II. (gest. 361). Da er ebenso wie sein Bruder die kirchliche Politik der letzten Jahre Constantins fortsetzte, wäscht ihn noch heute jedes christliche Bekenntnis rein. Nach seinem Äußern war er dem Vater nicht ähnlich. Schon sein Gesicht mit der langen, überhängenden Nase war von ganz andrem Schnitt. Dazu nennt ihn Ammian „klein von Wuchs". „Was Gestalt und Körperbau betrifft, so war er schwärzlich (subniger), hatte vorstehende Augen, doch ein scharfes Gesicht, reiches Haupthaar, die Wangen immer glänzend und sauber geschoren; der Oberleib war lang gestreckt, die Beine sehr kurz und einwärts gebogen, weshalb er im Springen und Laufen viel leisten konnte". Das letzte mag man bezweifeln. Constantius benützte einen Soldatenaufruhr bei der Leichenfeier seines Vaters, um sich sämtlicher männlicher Anverwandter — bis auf Constantius Gallus und Julian — zu erledigen. Gallus ließ er späterhin hinrichten und Julian entzog er, voll Neides auf dessen Erfolge, alle Truppen, was aber Anlaß gab, daß dieser zum Kaiser ausgerufen wurde. Er war der erste, der sich „meine Ewigkeit" nannte. Obwohl er klein war, beugte er doch das Haupt, als er durch die Triumpfbogen Roms zog. So steif und göttlich er vor dem Volke erschien, so war er doch von seinen Frauen — er eiferte gegen die neuen Ehen von Witwen, heiratete aber selbst dreimal —, von seinen Kammerdienern und Eunuchen beherrscht. Unter ihm begann schon die Verfolgung des Heidentums und zwar mit ganz derselben, wenn nicht noch größerer Grausamkeit, als das Heidentum die Christen verfolgt hatte.

Bei den Söhnen Constantins des Großen macht sich fremder Einschlag bemerkbar. Es mag sein, daß dieser von Helena kommt, die bei ihrer Herkunft aus niedrigem Stande und einer sehr gemischtrassigen Landschaft (freilich: war sie wirklich Bithynerin?) einen Teil unnordischen Blutes auch dann in sich gehabt haben mag, wenn sie selbst von reinstem Typus war. Wahrscheinlicher aber ist es, daß bei Con-

stantius II. das Blut der Syrerin Eutropia, deren Enkelin Fausta die Gemahlin Constantins war, durchschlug. Auch Maxentius, Faustas Vater, war ja häßlich und unansehnlich von Gestalt (s. S. 92). Das Geschlecht Constantins starb mit seinen Söhnen aus. Constantius II. hatte außerdem auch die beiden Vettern, die Constantin zu Erben von Teilen seines Reiches bestimmt hatte, ermorden lassen. (Offenen Befehl zum Mord zu geben, dazu war er zu feig und zu fromm gewesen, aber er hatte die Morde gebilligt.) Constantius Gallus, durch Flavius Julius Constantius Enkel des Constantius Chlorus und seiner rechtmäßigen Gattin Theodora, der Stieftochter Kaiser Maximinians, wurde 351 von Constantius II. zum Mitkaiser genommen, aber schon 354 als neunzehnjähriger Jüngling hingerichtet. Er hatte wie Nero mit guten Maßnahmen begonnen, war aber alsbald ein ebensolcher Tyrann geworden. Ausschweifungen jedoch gab er sich nicht hin. Er war nach Ammian durch schöne Gesichtbildung ausgezeichnet. „Edel war die Haltung seines Körpers, alle Glieder in gehörigem Ebenmaß, blond sein Haupthaar und weich; sein Bart keimte in zartem Flaum zwar erst empor, obwohl er schon früher ein männliches Aussehen besaß". Gallus stammte aus der ersten Ehe des Julius Constantius mit der vornehmen Römerin Galla, Julianus, später der Abtrünnige zubenannt, der der Erbe des ganzen Reiches werden sollte, aus der zweiten Ehe mit Basilina, der Tochter eines Präfekten des Kaisers Licinius. Basilina war verwandt mit Eusebius von Nikomedien, der Constantin getauft hatte, doch ist damit noch nicht gesagt, daß sie kleinasiatischer Herkunft war. Vielmehr war sie als Tochter eines hohen Offiziers wenigstens von Vatersseite wahrscheinlich Illyrien wie der Kaiser dieses Offiziers. Nach den Büsten und Münzen hat aber Julian doch nicht den rein illyrischen Typus, sondern einen mehr altgriechischen, nur daß seine Nase wieder mehr altrömisch ist. Nach Ammian war er von mittlerer Statur, seine Haare weich, wie gekämmt, der Bart kraus und spitz zugeschnitten, die Augen schön und voll Feuers, daß sie die Tiefe seines Geistes ahnen ließen, die Brauen anmutig gewölbt, die Nase

gerade (?), der Mund etwas groß mit hängender Unterlippe, der Nacken dick und etwas gebogen, die Schultern derb und breit; vom Scheitel bis zu der Zehe ebenmäßig gebaut, erschien er persönlich stark und schnell auf den Füßen". Weiterhin berichtet Ammian, wie die Leute, wenn Julianus erschien, „ehrfurchtvoll auf den Caesar hinschauten, der im Glanze des kaiserlichen Purpurs strahlend dastand; sein sanftes, aber Ehrfurcht gebietendes Auge, seine beseelten und einnehmenden Züge betrachteten sie lange mit Wohlgefallen". Gregor von Nagianz ergänzt das Bild: In seiner ganzen Erscheinung prägte sich eine nervöse Unrast aus. Sein Körper bewegte sich auf und ab, die Schultern zuckten, die Schritte waren unstet und schwankend; seine Augen blickten klug, aber etwas wild und fuhren unruhig hin und her; auch zeigten sie nicht selten den Ausdruck verletzender Überlegenheit. Seine Sprache war zerhackt und manchmal stockend. In späteren Jahren erregte er Anstoß durch die Vernachlässigung der Körperpflege. Er ging in schmutzigen Kleidern und mit tintegeschwärzten Fingern umher und bekannte sich ungescheut zu den Läusen, die seinen Bart belebten. (Nach Seeck.)

Mit Julian erlosch (363) das Geschlecht des Constantius Chlorus. Erwähnt werden muß hier noch der Gegenkaiser des Constans und Constantius, Flavius Magnus Magnentius, der sich 350 zum Kaiser ausrufen ließ und 353 durch eigene Hand starb, mit seinem Bruder Magnus Decentius als Caesar. Sie stammten nach Zonaras aus Britannien; von andern werden sie Franken aus Gallien genannt. Ihr Name Magnus deutet auf hohe Gestalt. Nach Julians Tod wurde einer seiner Offiziere, Flavius Jovianus (gest. 364) von den Truppen zum Kaiser ausgerufen. Er stammte aus den Donauländern, die mit Barbaren (Deutschen) dicht besiedelt waren. Er bekannte sich zum Christentum, aber Julian, dem er mit seinem Verständnis für Philosophie und Literatur persönlich gefallen haben mag, beließ ihn trotzdem im Heer. „Allerdings war Jovianus weit entfernt, der Askese seines Herrschers nachzueifern: wie ein echter Germane aß er tüchtig und trank noch tüchtiger; auch war er den Weibern durchaus nicht abhold".

(Seeck.) Ammian schreibt von ihm: „Seinen Körper trug er im Gehn mit Würde, seine Miene war freundlich, seine Augen blau, sein Wuchs über die Maßen hoch, so daß man geraume Zeit kein fürstliches Gewand finden konnte, das die nötige Länge hatte“. Auch Jovians Nachfolger, Flavius Valentinianus I. (gest. 375), der wieder von den Truppen ausgerufen wurde, und Valens (gest. 378), den er sich zum Mitkaiser wählte, waren Pannonier. Valentinian war bei seiner Thronbesteigung etwa dreiundvierzig Jahre alt. „Sein hoher kräftiger Wuchs, seine weiße Haut, sein blondes Haar, die blauen, wild und finster blickenden Augen verrieten seine barbarische Abstammung; doch war er eifrig bemüht, sie unter dem Firnis römischer Bildung zu verbergen. Zwar Griechisch hat er nie gelernt; lateinisch dagegen schrieb er den geschmückten Stil, der damals für schön galt, redete nicht schlecht und machte selbst Verse. Auch sonst wußte er den Schmuck des Lebens, den eine hohe Kultur verleiht, wohl zu schätzen: er legte Wert auf eine feine Tafel, ja er malte und modellierte sogar“. (Seeck.) Die barbarische Wildheit brach freilich leicht durch die Tünche durch. Er war oft unmenschlich hart in seinen Strafen. Dabei war er ein frommer Christ. Und wie er nicht durch das Weihwasser der Heiden beschmutzt werden wollte, so scheute er auch vor der Befleckung durch Unkeuschheit zurück. Wohl hat er sich von seiner ersten Frau, Marina, scheiden lassen, um die jüngere und schönere Justina heimzuführen; doch so lange seine Ehe dauerte, bewahrte er die Treue, wozu freilich, wie Seeck betont, die germanische Sittlichkeit, die ihm im Blute lag, wohl eben so viel beitrug, wie die christliche. Die Büste in Barletta zeigt ein mehr germanisches als illyrisches Gesicht, mit strengen Zügen, schmalen Lippen und großem, an gewisse holländische Bauerntypen erinnerndem Kinn, das er bartlos trug. Sein Bruder Valens trat hinter seiner mächtigen Erscheinung ganz zurück. Er war nach Ammian „träge und unentschlossen. Seine Gesichtfarbe war schwärzlich (nigri coloris), der eine Augapfel der Sehkraft beraubt, doch ohne, daß man es aus der Ferne bemerkte; der Gliederbau gedrungen, der Wuchs weder über noch unter dem gewöhn-

lichen Maße, die Beine eingezogen und der Unterleib vorstehend". Gegen Valens erhob sich als Gegenkaiser Percopius, ein Verwandter Julians, gegen Valentinian in Ägypten Firmus, der Sohn des mauretanischen Kleinkönigs Nubel. Firmus wird von Seeck als Maure bezeichnet, doch tragen sein Vater und mehrere seiner Geschwister germanische Namen. Nubel ist das altdeutsche Niuwila, das neudeutsche Niebel, die Brüder heißen Gildo, Macezil, Mazuca, Dius, was alles rein germanische Namen sind. Auch Zammac, wie ein weiterer Bruder heißt, kann germanisch sein. So muß sich schon damals unter den Mauren mindestens ein germanisches Königtum herausgebildet haben. Auf Valentinian I. folgten seine Söhne Gratianus (geb. 359, 383 auf der Flucht erschlagen), und Valentinian II. (geb. 371, gest. 392). Gratian war von strahlender Schönheit, besonders seine leuchtenden Augen werden gerühmt (Ammian). Er starb zu jung, als daß er seine Begabung hätte erweisen können. Noch wirkte die strenge Zucht des Vaters nach. Er war sanft und sittenrein, aber weltunkundig. Auch Valentinian II. „war eines jener überzarten Pflänzchen, wie sie die Hofluft mit ihrer strengen Abgeschlossenheit gegen alle rauhen Winde von außen her nur zu leicht hervorbringt". (Seeck.) Er scheint sich selbst das Leben genommen zu haben.

Unter Valentinian II. war der Franke Arbogast der eigentliche Herrscher, der erste Königmacher des römischen Reiches. Nach Valentinians Tode erhob er den unbedeutenden Flavius Eugenius, der ursprünglich Lehrer der lateinischen Rhetorik gewesen war, auf den Thron. Aber noch einmal vor dem völligen Fall ward eine machtvolle Persönlichkeit römischer Herkunft Lenker des Reiches. Das war Theodosius der Große, Kaiser von 378 bis 398, der Sohn des aus Spanien stammenden Flavius Theodosius, eines bedeutenden Feldherrn. Er war „äußerlich von majestätischer Gestalt, männlicher Schönheit, blondem Haar, auch in dieser Beziehung schon im Altertum mit Traian verglichen". (Bernoulli, „Römische Iconographie".) Er galt auch für Traians Abkommen. Aurelius Victor jedoch faßt die Nachrichten der Alten und die Zeugnisse der Ge-

mälde dahin zusammen, daß Theodosius zwar denselben hohen Wuchs, denselben Gliederbau, dasselbe Haar und den gleichen Gesichtschnitt gehabt habe, daß aber seine Wangen durch häufiges Ausraufen der Haare bartlos, seine Augen nicht so groß und ihm auch nicht dieselbe Anmut, dieselbe blühende Gesichtfarbe noch dieselbe Würde im Gange eigen gewesen seien. Seine Gegenkaiser Magnus Maximus, dessen Name die hohe Gestalt bezeugt, und Flavius Victor, des Maximus Sohn, stammten ebenfalls aus der spanischen Kolonie.

Theodosius hatte zum letztenmal den Osten und den Westen vereint; er verteilte sein Reich unter seine beiden Söhne, und diese Teilung wurde dauernd. Den Westen erhielt Flavius Honorius (gest. 423), aber nicht er, sondern der Vandale Stilicho war der Herrscher. Honorius blieb Zeit seines Lebens unmündig. Ihm folgte Flavius Placidius Valentinianus III., der Sohn des Constantius, eines ausgezeichneten Feldherrn des Honorius, und der Placidia, der Tochter Theodosius' des Großen. Valentinian, geboren 419, Kaiser seit 425, gestorben 455, stand unter der Vormundschaft seiner Mutter. Seine Regierungzeit war unglücklich. Petronius Maximus, ein vornehmer Römer, der ihn hatte ermorden lassen und ihm folgte, war nach seinem Namen von hoher Gestalt. Er wurde noch im selben Jahre, als er vor dem landenden Geiserich feige die Flucht ergriff, selbst vom Volke ermordet. Marcus Marcilus Avitus, der nächste Kaiser — er wurde schon 456 von dem Sueven Ricimer abgesetzt und starb bald darauf — war ein gallischer Averner. Ricimer war nun eine Zeit lang der Königmacher. Diese Germanen konnten als Barbaren noch nicht wagen, sich selbst das Diadem aufzusetzen; dazu war nötig, daß man zum mindesten innerhalb der Reichsgrenzen geboren war. Julius Maiorianus, den Ricimer nach Avitus auf den Thron brachte, aber schon 461 stürzte und ermordete, übertraf nach Prokop „in allen guten Eigenschaften alle, die jemals über Rom geherrscht haben". Sein Haupthaar war „bei allen Menschen berühmt, weil es so blond war, daß man es mit dem reinsten Golde verglich". Als er darum zu Geiserich als Kundschafter ging,

war er gezwungen, es durch eine eigens dafür erfundene Salbe dunkel zu färben. Daß Maiorianus ein Römer war, ist danach wohl fraglich. Sein Name, ursprünglich Maiorinus, läßt auch auf besonders hohe Gestalt schließen. Er war ein tüchtiger Herrscher, der das Ansehen des Reiches nach Außen wieder herzustellen vermochte und die Vandalen abschlug. Ricimer wählte sich nun weniger bedeutende Kaiser: Libius Severus, Kaiser von 461 bis 465, dann, nachdem der Thron zwei Jahre lang unbesetzt geblieben war, den kleinasiatischen Galater Flavius Anthemius (von 467 bis 472), darauf Anicius Olybrius (472), einen Römer aus vornehmer Familie. Der nächste Kaiser, Glycerius, ein Soldat dunkler Herkunft, wurde von Ricimers Neffen, dem Burgunderfürsten Gundobad eingesetzt, mußte aber noch im selben Jahre (473) dem vom griechischen Kaiser Leon eingesetzten Julius Nepos, einem dalmatinischen Fürsten, weichen. Nepos wurde 475 nach tatenloser Regierung von dem Feldherrn Orestes, dem Sohn des Pannoniers Tatulus — der Name ist germanisches Tatulo — abgesetzt und an seiner Statt der sechzehnjährige Romulus Augustus (Augustulus), des Orestes Sohn, auf den Thron erhoben. Aber schon 476 wurde Romulus von Odoaker gestürzt und mit einem Jahrgeld nach Campanien verwiesen, nach dem Anonymus Valesianus „aus Mitleid mit seiner Jugend und Schönheit". In Odoaker kam der erste unassimilierte Germane auf den Thron, aber nicht Kaiser nannte er sich, sondern König: König seines Volkes, Beherrscher und Schutzherr der Römer, die nun nach und nach vor den immer neu eindringenden Scharen in völlige Bedeutunglosigkeit versanken, von ihren Herren so weit verachtet, daß captivus (Unterworfener) zum italienischen cattivo (schlecht) werden konnte, und selbst so bar jedes Nationalbewußtseins, daß sie sogar — bis auf spärliche Reste — ihre Namen aufgaben und die ihrer Herren annahmen.

Die Germanen im römischen Reich.[1])

Schon in der ersten Zeit des römischen Staates kann man den Lateinern nur einen Teil der Kultur, nicht die ganze zuweisen. Nur selten freilich ist man imstande, einzelne Persönlichkeiten mit Sicherheit als unlatinisch festzustellen, und wie groß auch namentlich der etruskische Anteil sein mag, so ist doch schon zu Hesiods Zeiten Latinos Herr der erlauchten Tyrrhener, und sehr wohl mag das Etruskertum in seinen letzten Zeiten durch das Einströmen des reinen nordischen Blutes latinischer Scharen einen neuen Aufschwung gewonnen haben. Alles das ist uns bis jetzt noch recht dunkel. Das „Römertum", das sich schon um etwa 500 v. Chr. deutlich herausgebildet hat, beruht unzweifelhaft auf nordischer Rassengrundlage, mögen auch noch so viel etruskische, oskische, umbrische und sabinisch-sabellische Familien darin mit inbegriffen sein. Die lateinische Sprache zwar herrscht nur äußerlich. Das Römertum als Gesamtkultur verleugnet die fremden Einschläge keineswegs. Von Bedeutung ist nur, daß der neue Gesamtfreienstand, der die „römische" Kultur schafft und trägt, von nordischer Rasse war, nicht von jener spitzgesichtigen rothäutigen der älteren etruskischen Grabfiguren. Noch zu Augustus' Zeit war das Sprichwort im Schwange: „Der ist schwarz, vor dem hüte dich", und geradezu alle bedeutenden Römer bis ins erste nachchristliche Jahrhundert hinein sind nach den Zeugnissen, wie ich im vorhergehenden Abschnitte ausführte, reine oder doch nur wenig getrübte Norden. Nur in der Literatur betätigten sich neben Römern auch Fremde und Freigelassene oder Söhne von solchen. Einen Adel in unserem Sinne gab es im Römertum nicht, wohl aber war der Freie vom Unfreien geschieden.

---

1) Man vergleiche zu diesem Abschnitt den gleich betitelten und den darauf folgenden „Goten und Normannen" in den „Germanen in Europa". Viele der dort genannten Persönlichkeiten konnten hier nicht wieder genannt werden, andere hinwieder wurden hier etwas ausführlicher gekennzeichnet.

Es läßt sich nun aufzeigen, wie der Freienstand immer mehr zusammenschmolz, wie die Freigelassenen immer mehr die Lücken ausfüllten, wie aber daneben auch in vielen Landschaften mit der Zeit eine auffällige Entvölkerung und Verödung eintrat. Schon Julius Caesar nahm nach seinem Bürgerkriege einen schrecklichen Menschenmangel wahr und suchte ihm abzuhelfen, indem er für reichen Kindersegen gesetzliche Belohnungen einführte. Cicero spricht zur selben Zeit von der solitudo Italiae. Augustus pflegte arme Bürger für jedes eheliche Kind, das sie nachwiesen, mit 1000 Sesterzen (= 200 ℳ) zu beschenken und erließ Gesetze, die den Ledigen und Kinderlosen benachteiligten. Livius meint, es würde schwer fallen, aus dem gesamten augustinischen Reiche ein Heer von 45 000 Mann mit einem Schlage auszuheben; Plinius und Tacitus vermerken, daß es an genügendem Nachwuchs fehle. Lucanus schreibt unter Nero:

at nunc semirutis pendent quod moenia tectis
urbibus Italiae, lapsisque ingentia muris
saxa iacent, nulloque domus custode tenetur,
rarus et antiquis habitator in urbibus errat,
horrida quod dumis multosque inarata per annos
Hesperia est, desuntque manus poscentibus arvis.

Im Einzelnen erwähnt Otto Seeck, dem ich auch hier folge[1]): Ateste, das heutige Este, war unter Augustus noch blühend und volkreich, aber die Inschriften, die es hinterlassen hat, gehören fast alle dem ersten Jahrhundert an; danach muß die Stadt schon im zweiten verödet gewesen sein. Im vierten heißt es von Vercellae, es sei ehedem mächtig gewesen, jetzt aber dünn besät und halb verfallen. Um dieselbe Zeit bestanden auch Bologna, Modena, Piacenza und viele andere Städte Oberitaliens zum großen Teil aus Ruinen. Nicht anders war es in Mittel- und

---

[1]) Ich stelle vielfach nur Sätze aus seinem großen Werke zusammen; diese benützen selbst wieder fast wörtlich die antiken Zeugnisse, die im Anhange nachgewiesen und bisweilen im Urtext angeführt werden. Darum unterlasse ich es, sie als Zitate hervorzuheben.

Unteritalien. Die einst so menschenreichen Landschaften der Volsker und Aequer schildert schon Livius als Einöde, die fast nur noch von den Sklaven römischer Latifundienbesitzer schwach bevölkert werde. Antium und Tarent waren zu Neros Zeiten verödet, und die Veteranenkolonien, die der Kaiser hineinlegte, halfen dem nicht ab. Samnium lag zur Zeit des Tiberius noch ebenso wüst, wie es die Kriege Sullas hinterlassen hatten; in mehr als drei Menschenaltern war ein Wiederaufbau seiner zerstörten Städte nicht nötig geworden. Apulien war unter Nero kaum weniger menschenleer.

In den Provinzen waren die Verhältnisse ähnlich. Für unsere Studie kommen nur die heute romanischen Länder und die Balkanhalbinsel in Betracht. Sizilien nennt noch Cicero die Kornkammer Roms; schon ein halbes Jahrhundert später sind Afrika und Sardinien an seine Stelle getreten. Unter Augustus scheidet auch Sardinien aus, und neben Afrika versorgt nur noch Ägypten das Mutterland mit Getreide: auf den einst so reichen Inseln ist die Einwohnerschaft hingeschwunden und der Ackerbau durch die Weidewirtschaft verdrängt. Epirus und die benachbarten Teile von Illyricum waren früher städtereich und wohlbewohnt gewesen; unter Tiberius aber lag der größte Teil des Landes wüst, und wo sich noch Menschen fanden, da hausten sie nur in Dörfern und in den Ruinen der alten Städte. Polybius berichtet schon um 150 v. Chr.: „Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleerten und das Land keine Frucht mehr trug". Auf Euböa, das vorher weit über fünfzig Kolonien hatte aussenden können, lagen im ersten nachchristlichen Jahrhundert zwei Drittel des Landes wegen Mangels an Bebauung und an Menschen wüste.

Die Sklaven hatte man sich noch zu Catos Zeit durch regelrechte Menschenjagden unter den Ligurern, Sarden und Raetern und anderen räuberischen freien Stämmen verschafft. Später mußte man sie kaufen. Cato zahlte für einen Sklaven nie mehr als 6000 Sesterzen (= 1369 ℳ), aber im Lager des Lucullus wurde zeitweilig ein Mann

um vier Drachmen (= $3\frac{1}{2}$ M) verkauft. Diese Landarbeitersklaven wurden unverheiratet gelassen. Man kaufte sie erwachsen; so kamen sie am wohlfeilsten. Erst in der ersten Kaiserzeit setzten die Herren Prämien für ihre Mägde aus, wenn sie drei oder vier Kinder zur Welt brachten. Anders war es mit den Luxussklaven, deren es im römischen Reich der Kaiserzeit ungezählte Mengen gab. Die bezog man aus der Levante. Dort war die Sitte weit verbreitet, sich selbst oder seine Kinder in die Sklaverei zu verkaufen, weil man so ein sorgenfreies und meist auch bequemeres Leben hatte. Nicht die Landarbeitersklaven, sondern die Luxussklaven bildeten das ungeheure Heer der Freigelassenen. So kommt es, daß man schon in der Kaiserzeit sich rühmen konnte, nicht von „Syrern" abzustammen. Aber während die Herren ausstarben, erhielten sich die Freigelassenen. „Nicht ohne Grund zeugen heute diejenigen Nationen, die aus dem Völkergemenge des Römerreiches hervorgegangen sind und sich danach romanische nennen, fast alle in Gestalt und Gesichtzügen eine Annäherung an den semitischen Typus, wie sie den Bildnissen aus antiker Zeit — mit Ausnahme der ägyptischen[1] — noch durchaus fremd ist".

Die „Römer", die die Germanen in Italien und ebenso in Gallien und auf der iberischen Halbinsel vorfanden, waren zum weitaus überwiegenden Teil Nachkommen dieser levantinischen Freigelassenen. Das auch erklärt ihre Verachtung. (Vgl. die Worte Liutprands an den Kaiser Nikephoros, „Die Germanen in Europa", S. 108.) Die Germanen selbst wurden von allen alten Schriftstellern als von rein nordischem Typus geschildert. Immerhin fällt auf, daß

---

[1]) Seeck denkt hier offenbar an die vorzüglichen enkaustischen Bildnisse, die in Ägypten, vor allem in Fayum, unterm Wüstensande wunderbar erhalten gefunden worden sind. Sie mögen zum Teil noch aus vorchristlicher Zeit stammen. Alle haben unnordischen Typus, einige braunroten nubischen, andere gelben levantinischen mit übergroßen Augen; nur ein Grieche, durch den weißen Gelehrtenmantel gekennzeichnet, hat zu nordischen Zügen helle graue Augen, die bewundernswürdig gut gemalt sind. Die Haut ist dunkel, aber doch europäisch. Als angeblicher Aratos ist dieser Kopf in meiner „Weltgeschichte der Literatur" farbig wiedergegeben (Bd. 1).

ihre Blondheit von Caesar noch nicht ausdrücklich erwähnt wird. Erst später wurde offenbar der Rassenunterschied so groß, daß die Blondheit ein Merkmal bildete. Schon Lucanus und Tacitus heben sie hervor, Horaz vermerkt die Blauäugigkeit. Von da an bekommt fast jede einzelne germanische Volkschaft, ja fast jeder einzelne Germane, der erwähnt wird, das Beiwort „blond". Daß irgendeiner von dem allgemeinen Typus abwich, wird nirgend gesagt. Dennoch werden wir wohl auch schon unter den ältesten Germanen Mischlinge anzunehmen haben. Nur wird deren Zahl, unter den Freien wenigstens, sehr gering gewesen sein, und wie noch heute eine größere Menge von Deutschen unzweifelhaft als lichter von Haar- und Hautfarbe erscheint als eine gleiche Menge Italiener oder Spanier, so überwog damals das blonde Haar aller Abstufungen vom Weißblond bis zum fast schon braunen Fuchsrot. Für diesen Abschnitt, der mit dem Untergang des römischen Reiches (476) schließt, sind die Zeugnisse von Claudianus (gest. um 408) und von Sidonius Apollinaris (gest. 480) in ihren Dichtungen und von Prokopios (gest. 562) in seinem „Vandalenkrieg" wichtig. Sie zeichnen alle germanischen Völker und Einzelpersonen noch durchweg als blond (flavus, rutilus) und blauäugig (caeruleus, glaucus), dazu weißhäutig und hoch von Gestalt.

Die ersten Germanen, die die Grenzen des späteren römischen Reiches überschritten, sind die Bastarner. Sie saßen um 200 v. Chr. bereits an der Donaumündung und kämpften, ihrer dreißigtausend Mann, 176 unter ihrem König Chlondicus (Appian schreibt: Kloilios) für Persus von Makedonien gegen die Dardaner im heutigen Serbien und später mit Mithradates gegen die Römer. Kaiser Probus siedelte ihrer einhunderttausend auf dem rechten Donauufer an und dort gingen sie in den Goten auf. Chlondicus (man liest wohl besser Chloudicus) ist das altdeutsche Chlodico. Ein anderer alter König wird Teutagonus genannt; das wird altdeutsches Theodico sein, ein dritter Cotus, worin man altdeutsches Coto (Goto) erkennt. Um 45 v. Chr., als sie mit Licinius Crassus kämpften, war ihr König Deldo (altdeutsch Talto). Wilser bezweifelt, daß

die Bastarner Germanen gewesen seien und rechnet sie den Kelten zu, doch, wie mir scheint, nicht mit Recht. Gerade die Namen ihrer Könige sprechen für ihr Germanentum. Allerdings können sie eine den Kelten nahestehende, eine zu ihnen die Brücke bildende Volkschaft gewesen sein. Ähnliche Bedenken wurden auch in bezug auf die Cimbern und die Teutonen geäußert. (Vgl. „Die Germanen in Europa", S. 18 ff.) Die Cimbern dringen 113 v. Chr. in Noricum ein und verlangen Land. Später vereinigen sie sich mit den Teutonen und einigen kleineren Stämmen und bilden zuletzt, als die Römer sich ihnen entgegenstellten, einen Haufen von dreihunderttausend streitbaren Männern, dazu Weiber und Kinder. Nach verschiedenen glücklichen Kämpfen wurden sie 102 und 101 in den zwei großen Schlachten von Aquae Sextiae (Aix) und auf den raudischen Feldern (zwischen Mailand und Turin) vollständig aufgerieben. „Die meisten und zwar die tapfersten der Feinde fielen auf dem Schlachtfelde durch das Schwert der Römer. Um nämlich ein Zersprengen ihrer Schlachtreihe zu verhindern, hatten sich die Leute des ersten Gliedes mit langen, am Gürtel befestigten Ketten aneinander gebunden. Die Fliehenden wurden von den Römern bis zu ihrem Lager zurückverfolgt. Hier standen die cimbrischen Frauen in schwarzer Kleidung auf den Wagen und töteten die Flüchtigen, die einen ihre Gatten, andere ihre Brüder, andere wieder ihre Väter. Die unmündigen Kinder ermordeten sie mit eigener Hand und warfen sie dann unter die Räder der Wagen und die Hufe der Zugtiere; schließlich ermordeten sie sich selbst". So berichtet Plutarch. Valerius Maximus fügt noch ein Bild hinzu: „Die Weiber der Teutonen baten den siegreichen Marius, sie den jungfräulichen Priesterinnen der Vesta zum Geschenk zu schicken, wobei sie versprachen, ebenso keusch zu bleiben wie jene. Als er ihnen die Bitte nicht erfüllte, erdrosselten sie sich in der folgenden Nacht." Mögen aber auch viele Cimbern und Teutonen auf diese Weise den Tod gefunden haben, so gerieten doch noch über sechzigtausend in römische Gefangenschaft und viele von diesen waren unter den Scharen, die Spartacus (vgl. S. 71) anführte, und die gefährlichsten und

gefürchtetsten darunter, wie noch Caesar bezeugt. (Caesar rechnete sie restlos zu den Germanen.) An der Spitze der Cimbern und Teutonen standen die Könige Briorix (Briorich) und Teutobodus. Briorix fiel in der Schlacht, Teutobod floh und fiel in die Hände der Römer. Er, der sonst gewöhnlich über vier bis sechs Pferde hinwegsprang, kam bei der Flucht kaum auf eines hinauf. Im nächsten Walde wurde er aufgegriffen und bildete ein glänzendes Schaustück des Triumphes, denn als ein Mann von riesiger Körpergröße überragte er die übrigen Siegestrophäen." (Florus.) Andere Führer waren Lugius (Lougio), Claodicus (Chlodico) und Caesorix[1]).

Kaum ein halbes Jahrhundert nach den Cimbern und Teutonen hatten die Römer mit den Sueben zu kämpfen, die 72 v. Chr. von den keltischen Sequanern gegen die ebenfalls keltischen Aeduer in ihr Land gerufen worden waren. Der Suebenkönig Ariovist gründete, nachdem er die Aeduer zu einem schmählichen Frieden gezwungen hatte, in Gallien ein germanisches Fürstentum und betrachtete sich geradezu als Herrn des gesamten keltischen Ge-

---

[1]) Man pflegt die Namen auf rix für keltisch zu erklären und hält deutsches rich für eine Entlehnung. Rix, rich und rex sollen gleichbedeutend und verwandt beziehungweise abhängig von einander sein. Aber deutsches rich bedeutet noch nicht „Fürst", sondern hat den urtümlich weiteren Begriff „Mann", wie die Ausdrücke Gänserich, Enterich, Wüterich, Bräuterich (mundartlich für Bräutigam, worin gam das lateinische homo, „Mann" ist) zeigen. Boiorix könnte als „Fürst" der (keltischen) Boier aufgefaßt werden. Aber die Cimbern sind keine Boier. Der Name wird vielmehr anders zu erklären sein: Boi als altdeutsches baga, slavisches boj (Kampf), Boiorich dann als Kampf-Mann. In Caesorix ist der erste Teil zum altnordischen höss, „grau", angelsächsischen heasu, „aschfarben", zu stellen. Förstmann in seinem wichtigen „Altdeutschen Namenbuch" fragt: „Sollte etwa das Wort vor der Entlehnung von „blond" — auch „blond" ist übrigens nur rückentlehnt — diese Bedeutung gehabt haben?" Das ist wohl sicher, aber nicht die gelb- oder goldblonde Farbe kann es bezeichnen, sondern nur die silberglänzende. So versteht man dann deutsche Namen wie Hasbrand, „silberglänzendes Schwert", Haslind, „silberglänzende Schlange", Hasulf, „silberglänzender Wolf", Caesorix = haeso-rich, „silberblonder Mann". Das griechische glaukos, das slavische plavo bezeichnen dieselbe Farbe.

bietes. Bis 58 v. Chr. hatte er ungefähr 120 000 Germanen in Gallien angesiedelt. Als Caesar ihn in seiner Herrschaft zu beschränken suchte und Ariovist diesen Versuch mit stolzen Worten zurückwies, schickten sich eben auch schon andere Sueben unter den Brüdern Nasua und Cimberius[1]) als Führern den Rhein zu überschreiten an. Caesar läßt Ariovist von den Gesandten der Aeduer als einen „barbarischen jähen und verwogenen Menschen" schildern. (Die ganze Kennzeichnung Ariovists findet man in den „Germanen in Europa", S. 28.) In der Unterredung mit Caesar kommt dann Ariovists Wesen noch klarer zum Ausdruck. In welcher Sprache sie geführt wurde, wird nicht gesagt, doch läßt eine spätere Bemerkung vermuten, daß Ariovist sich des Gallischen bediente, „das er infolge langer Übung bereits geläufig sprach". Es mag daraus geschlossen werden, daß die Germanen schon im Begriffe waren, sich zu keltisieren. Die Schlacht gegen Caesar ging verloren, Ariovist rettete sich auf einem Nachen über den Rhein, seine beiden Frauen fanden auf der Flucht den Tod (58 v. Chr.). Die Geschichte weiß nichts weiter von ihm. Von der einen Frau überliefert Caesar, daß sie die Schwester Vocios, des Fürsten von Noricum war. Fünf Jahre nach dem Sieg über die Sueben wandte sich Caesar gegen die keltischen Eburonen, die sich unter den Fürsten Ambiorix und Catuvolcus erhoben hatten. Auch diese beiden Namen halte ich für deutsche, nicht für keltische[2]), so daß man diese den Germanen so nahe gelegenen Landschaften (im heutigen Belgien) damals bereits von germanischen Fürsten beherrscht sieht. Für eine Zeitlang treten die Sigambrer hervor. Sie fielen noch zu Caesars Zeit in Gallien ein, wurden zurückgeschlagen, überschritten aber im Jahre 8 v. Chr. unter ihrem König Maelo wieder den Rhein. Zur Zeit der Varusschlacht war ihr Fürst Deudorix Theudorich), der Sohn des Baitorix, des Bruders

[1]) = Camberius, von gambar, „tapfer"; vgl. Gambrinus und das langobardische Geschlecht Gambara.

[2]) Ambiorix ist wohl deutsches Gamrich — altnordisch aml, „Arbeit", hier „Kriegswerk" —, Catuvolcus wohl Catuvaldus: Amalrich und Katwald, „Kriegswerkmann" und „Kampfwalter".

Maelos[1]). Tiberius siedelte einen Teil des Volkes auf dem linken Rheinufer an.

Die glorreiche Tat der Abwehr des Römertums im Jahre 9 n. Chr. zeigt den Stamm der Cherusker mit ihrem Fürsten Arminius an der Spitze der Bewegung. Des Arminius Bruder, von dem nur sein römischer Name Flavus bekannt ist, blieb auf Seiten der Römer. Ebenso schloß sich ihnen der Schwiegervater Armins, Segestes, an. Wir haben den germanischen Namen Armins nicht überliefert. Der dritte Bruder hieß Sesithakos, worin altdeutsche Sigidag oder Sigithanc gesehen werden kann. Der Vater hieß Sigimer. Segestes, zu deutsch Siguvist oder Sigast, scheint Sigimers Bruder gewesen zu sein, Thusnelda demnach Armins Base. Ein zweiter Oheim Armins war Ingomer. Alles spricht dafür, daß die Söhne Sigimers Namen von ähnlicher Bildung trugen. Für Flavus vermutet Wilser in seinem Werke über die Germanen, da sein Enkel, der Sohn seines Sohnes Italicus Chariomer hieß, den Namen Sigichar mit hoher Wahrscheinlichkeit, für Armin den Namen Sigifrid. Nach Tacitus wurde Armin von seinem Volke in Liedern verherrlicht, und da ist es sehr wohl möglich, daß dem germanischen Sonnen-Heilandhelden, der in der Edda auch Helge heißt, in der Folge sein Name gegeben wurde. Der Sohn des Segestes-Sigast hieß Sigimund und so vielleicht auch der Vater der drei Brüder Sigast, Sigimer und Ingomer. Nach der Edda hieß Siegfrieds Vater so, ingleichen bei Richard Wagner; da sind dann Vater und Großvater (Sigimer und Sigimund) zusammen gefallen. Für den Sohn des Flavus-Sigichar vermutet Wilser den Namen seines Großvaters, Sigimer. Daß Thusnelda und Thumelicus, ihr und Armins Sohn, Namen desselben Stammes haben, wurde längst erkannt; aber einer davon oder beide sind verschrieben. (Beide Namen kommen nur je einmal vor.) Was feststeht, ist Thu-elda und Thu-elico. Ich setze in die

[1]) Baitorix fasse ich als Badorich, von angelsächsisch beado, altnordisch bodh, „Kampf". Maelo oder Melo ist Kurzform; wahrscheinlich hieß der Fürst Melorich, welcher Name mehrfach vorkommt.

Lücke an Stelle des zweifellos verschriebenen Lautes je ein n oder nh und erkläre Thunelda = Thunhelda aus duni („Feuer") und hilda (von hild, „Feuer"), ein Name, der wie Hedwig (Kampf-Kampf) in beiden Bestandteilen denselben Begriff hat, und Thunelico-Thunhelico aus duni und haele (angelsächsisch „Mann") in seiner Koseform, die im Deutschen selbständig vorkommt, auch als weibliches Helica[1]). Der Name Thunhelico wird aus dem Namen der Mutter und des Vaters zugleich gebildet sein, so daß wir für Arminius neben seinem Namen Siegfried auch den in der Edda durch Helge bezeugten Helico anzunehmen haben. Helico aber bedeutet nur „Männchen", und mag der intime Name Armins gewesen sein. Valleius Paterculus gibt eine kurze Kennzeichnung des Befreiers: „Er war persönlich tapfer und besaß eine rasche Auffassung und größere geistige Gewandtheit als andere Barbaren. Seines Geistes Feuer leuchtete ihm aus Antlitz und Augen". Man vergleiche hiermit die Schilderung Siegfrieds im Nibelungenlied:

Sin lîp der ist so schoene, man sol în holden han,
er hat mit seinem ellen so manigiu wunder getan.

So glänzend auch den Deutschen ihr Sieg über die Römer erschien, sie hatten davon wenig Gewinn. Arminius-Siegfried hatte Verrat im eigenen Hause. Segestes, den Tacitus von ungeheurer Gestalt nennt, hielt zu den Römern. Germanicus brachte (14 n. Chr.) Thunelda und Thunelico in seine Gewalt und konnte sie in seinem Triumphe in Rom aufführen. Strabo, der hierüber berichtet, führt darunter an bedeutenden Männern noch an: Siegmund, den Sohn

---

[1]) Weiterbildung ist „Helo". Als zweiter Teil kommt Halo-Helo nur in dem Namen Boiocalus — „Kampfmann" — vor. Doch läßt sich Tunelo, wie der Name in der Hauptform lautet mit Tunila — so hieß ein Bischof von Toledo im 7. Jahrhundert — vergleichen. Als Männernamen kommen noch vor Tunbert, „Feuerglänzend", Tunidag, „Feuerhelle", Tungoz, „Feuerriese", die angelsächsischen Tunbeorht (= Tunbert), Tunbeald, „Feuerkühn", Tuneman, Tunfridh, Tunlaf, „Feuersproß", Tunveald, „Feuerwalt", Tunwulf, Tunrid und Tungils, als Frauennamen Tungund, „Feuerkampf" und Tunswind, „Feuerstark".

des Segestes, einen Anführer der Cherusker, Sesithakos, Armins Oheim, und dessen Frau Rhamis, die Tochter des Chattenfürsten Ukromiros, den Sigambrerfürsten Deodorich und den Chattenpriester Libes[1]). Arminius wurde — wie Siegfried — auf Anstiften seiner Verwandten ermordet (19 n. Chr.). Die Cherusker erbaten sich von den Römern den Sohn des Flavus, der mit der Tochter des Chattenfürsten Catumer vermählt war, den schon erwähnten Italicus (Sigimer?) als letzten des Geschlechtes zum König. Tacitus nennt ihn ansehnlich von Gestalt.

Ungefähr zur selben Zeit wie die Cherusker zu ihrer Vormachtstellung gelangten, schuf sich im Osten, in „Buiaimon" (Böheim), dem Lande der Boier, Marbod mit seinen Markomannen, die er von den ursprünglichen Sitzen zwischen Elbe und Oder um 10 v. Chr. dahin geführt hatte, ein mächtiges Reich. Marbod stammte aus edelm Geschlecht und war in seiner Jugend, wahrscheinlich als Geisel, am Hof des Augustus gewesen. Augustus habe ihn mit Beweisen seiner Huld ausgezeichnet, meldet Strabo. Die Herrschaft, die Marbod hielt, war nicht nach dem Sinne der Deutschen. Man erhob sich gegen ihn im Namen der Freiheit; Arminius, der zweite große Deutsche jener Zeit, zog gegen ihn. Den eigentlichen Sturz Marbods führte Catualda (Katwald) herbei, den er vertrieben hatte. Marbod mußte fliehen, ging zu den Römern und erhielt Ravenna zum Asyl angewiesen. Katwald hinwieder wurde von den Hermunduren unter ihrem Könige Vibilius (Vibilo) vertrieben und begab sich ebenfalls in den Schutz der Römer.

Deutschland völlig zu unterwerfen, kam den Römern nach ihren letzten Erfahrungen nicht mehr in den Sinn. In den Randländern aber hatten sie vielfach Germanen

---

[1]) Rhamis mag Ramigis, Ukromiros Vacromir, Libes Liubiz oder Liubgis sein. Der weiterhin genannte Catumer wird der Sohn des Vacromir gewesen sein, und da der Sohn des Italicur Chariomer hieß, so mag man vermuten, daß Vacromirs Vater und Vorgänger Chariomer hieß. Man hätte danach neben der cheruskischen Königsreihe: Sigimund (?), Sigimer, Arminius-Sigifrid, Italicus-Sigimer (?), Chariomer die sigambrische: Chariomer (?), Vacromir, Catumer (bei Tacitus verschrieben: Actumer).

wohnen, und noch oft kam es zu Erhebungen. So erhoben sich 54 n. Chr. die Friesen unter ihren Führern Malorix (Malorich) und Verritus (Verrit). Nicht aber diese Einzelheiten kommen in der nächsten Folgezeit in Betracht, sondern das Andringen und Eindringen der Germanen als große Gesamterscheinung. Sie waren unwillkommene Gäste, so lange das Reich noch halbwegs besiedelt war. Die elf Völkerschaften, die unter Führung der Markomannen Aufnahme ins Reich erbaten, wurden 165 noch abgewiesen; ein langwieriger und schwieriger Krieg, der sogenannte Markomannenkrieg, war die Folge. Aber eben kurz vorher war eine schreckliche Pest von Asien eingeschleppt worden. Stellenweise starb die Hälfte der Bevölkerung dahin. Marc Aurel entschloß sich, einen Teil der Völker ins Reich aufzunehmen, und damit begann die Neubesiedelung der verödeten Landstriche mit den Germanen. (Einzelheiten darüber in den „Germanen in Europa", S. 33 u. S. 44.) Zugleich aber ließ sich Marc Aurel von den unterworfenen Stämmen jährlich Rekruten als Tribut stellen, und damit bereitete sich die Germanisierung des Heeres vor, die sich immer mehr geltend machte; zuletzt waren die Germanen die Herren des Heeres und damit des Reiches. Schon vorher waren kleinere Stämme innerhalb des römischen Reiches angesiedelt worden, allerdings nur wieder unter „Barbaren". Augustus hatte Ubiern, Sigambrern und Sueben in Gallien Sitze angewiesen, Claudius dem suebischen König Vannius und den Mannen, die ihm ins „Elend" gefolgt waren, in Pannonien, Nero hatte einhunderttausend Barbaren in Moesien aufgenommen. Dann jedoch hatte man ein Jahrhundert lang keine Barbaren mehr über die Grenze gelassen. Marc Aurel besiedelte mit den unterworfenen Germanen zunächst die Randgebiete an der Donau und am Rhein. Er gab ihnen eine eigentümliche rechtliche Stellung als erbliche Frohnbauern (Laeti oder Inquilini), die sie an die Scholle band, aber ihnen sonst annehmbare Freiheit bot. Auch in Oberitalien wurden solche Inquilinen angesiedelt — im Ravennatischen kam es zu einer Erhebung —, sogar in Afrika, das ja die Kornkammer Italiens war.

Landhungrige germanische Scharen suchten alsbald selbst um die Aufnahme ins Inquilinat an, und so kam es, daß Gallien und die Donauländer vom zweiten Jahrhundert an wahrscheinlich germanischer waren als das Deutschland von heute. Gar manche der Kaiser, die als „Illyrier" oder „Pannonier" angeführt wurden, mögen Germanen gewesen sein. Wo er aus „niedrigem Stande" hervorgeht, mag er von den halbfreien Inquilinen stammen. Freilich hat sich der Germane schon damals sehr leicht und rasch entgermanisiert. Vielleicht schon in zweiter Generation fühlten sie sich als „Römer" und betrachteten die neuen germanischen Kömmlinge als Fremde. Einem Galerius wurde vermerkt, daß seine Mutter eine „Barbarin" aus dem Lande jenseit der Grenze gewesen sei. Die Sprache verschwand schnell, aber das Blut blieb. Das zeigt sich am deutlichsten an dem Ansteigen des Militärmaßes. Vorher hatten 148 cm genügt, jetzt forderte man als Mindestes 165 cm und für die erlesensten Truppen 172 cm, das ist mehr als im heutigen Deutschland (Mindestmaß 154 cm). Vegetius (um 400), dem wir die Nachricht über das Militärmaß verdanken, schreibt: „Die kriegerische Glut ist in den Menschen nicht entartet, und die Länder, die die Spartaner, die Athener, die Marser, die Samniten, die Paeligner und die Römer selbst hervorgebracht haben, besitzen noch immer ihre Zeugekraft". Die Not, die man im 2. Jahrhundert mit der Schaffung von Angriffheeren gehabt hatte, war schon vergessen. Zugleich auch hob sich überall der Ackerbau. Tertullian kann schreiben: „Der Erdkreis wird mit jedem Tage angebauter und kultivierter als vorher. Schon ist alles wegsam, alles erforscht, alles geschäftig; früher berüchtigte Einöden sind durch anmutige Landgüter verdrängt, Wälder durch Saatfeld gebändigt, das Wild durch Herden vertrieben, Sandwüsten besät, Felsen geebnet, Sümpfe ausgetrocknet, so viel Städte wie einst nicht Hütten. Schon liegen die Inseln nicht mehr wüst, und die Klippen schrecken nicht; überall Häuser, überall ein Volk; überall eine Stadt, überall Leben!" Ebenso auffällig war, daß sich die Kinderzahl hob; ehedem erlassene Gesetze wurden ganz oder teilweise aufgehoben. Die Germanen, deren

Namen man noch im Mittelalter als „die fruchtbaren" deutete (von germinare), hatten wie in der Heimat, so auch auf dem neuen Boden zu sechs, sieben und mehr Kinder.

Zunächst läßt sich bei dem Einzelnen das Germanentum nur schwer feststellen. Der germanische Name, den mancher noch ursprünglich getragen haben mag, wird fast niemals angegeben — Micca und Daia bilden Ausnahmen — der Schluß von der Herkunft aus einer von Germanen besiedelten Landschaft allein ist immer etwas unsicher. Dazu kommt, daß die Inquilinen nicht nur Frauen eigenen Stammes, sondern vielfach auch Sklavinnen oder Bürgerinnen stammfremder Herkunft heirateten. Die rasche und vollständige Romanisierung — wobei allerdings das Latein, das diese Menschen sprachen, ein anderes wurde, das sogenannte Vulgärlatein — ist nur so zu begreifen. Das dritte und vierte Jahrhundert zeigen allenthalben die neuen Kräfte, aber es ist noch Gärung. Germanisch sind einzelne Persönlichkeiten, einzelne Erscheinungen, als aber dann die unassimilierten Germanen auftreten, hat sich doch schon ein „romanisches" Volk gebildet, das ihnen wohl noch artverwandt, aber nicht mehr gleich ist und vielfach mit ihnen in Gegensatz gerät. Es kommt zu antigermanischen Bewegungen, wie deren eine Olympius unter Honorius leitet. Das ewige Schauspiel bietet sich: Germanen wider Germanen. Jetzt aber bildet sich auch das Germanenbewußtsein heraus. Der Germane behält mehr und mehr seinen germanischen Namen bei, selbst wenn er sich ausschließlich der lateinischen Sprache bedient, ja wie Flavius Merobaudes (Marbod) in ihr dichtet. Schon ein Stilicho, der Sohn eines Vandalen beherrscht, so „römisch" er sich fühlt, den König und das Reich unter seinem barbarischen Namen. Als Olympius, der ihn stürzte, selbst wieder gestürzt wird (409), wird ein Allolich (Alwig) Reichsfeldherr, ein Gaiso Schatzmeister, ein Generid Befehlshaber in Dalmatien, ein Attalus (Athalo) Stadtpräfekt von Rom. Dies nur ein Beispiel. Fortan läßt also der germanische Name, der nur etwa ganz leicht latinisiert wird, die germanische Herkunft sicher erkennen, aber er läßt auch fast immer darauf schließen, daß sein Träger aus der neuen

Germanenwelle stammt. Erst nach geraumer Zeit erlangten die „Romanen" Eintritt in diese Schichte und führten ihr in ihrem Halbblut allerlei fremde Bestandteile zu. Von 500 bis 1500 spielt sich die Geschichte Italiens im wesentlichen unter Germanen ab. Ein fremder Geist kommt erst mit den Medici hoch.

Die Araber.

Neben den großen Kulturbewegungen indogermanische Sprachen sprechender Völker, die seit den Griechen die Welt beherrschen, gibt es nur eine in fremder Sprache, die des Islams, die von den Arabern ausgeht. Der Islam greift sogar an mehreren Stellen nach Europa herüber: er unterwirft sich den größten Teil der iberischen Halbinsel, einen Teil Siziliens, die ganze Balkanhalbinsel und einen Teil Südrußlands. Hier allerdings ist er nur in geringem Maße von dem Stammvolke selbst getragen, sondern von „Mauren", Türken, Tataren. Nicht anders auch ist es im östlichen Asien. Ich habe auch schon dargelegt, wie die arabische Wissenschaft, ja sogar die spätere arabische Dichtkunst nicht von Arabern herrühren, sondern zum Hauptteil von Persern. Gleichwohl geht die Bewegung als solche von den Arabern aus und man steht damit vor dem eigentümlichen Fall, daß ein Volk wohl den Anstoß zu einer solchen Bewegung geben, aber sie nicht selbst fortführen konnte. Der Islam ist in der Tat eine rein geistige Macht. Das Geheimnis seiner ungeheuern Erfolge liegt darin, daß er überall die einzelnen Stämme zu größeren Gruppen einte, damit den alten Fehden ein Ende machte und größere Ziele zu erfolgen ermöglichte. Jede einzelne Gruppe bewegte sich immer nur innerhalb einer ziemlich engen Grenze, aber in ihrem äußersten Machtgebiet bildete sich eine neue Bewegung, die dann den Islam wieder eine Strecke weiter führte. Die Araber unterwarfen nur Syrien, Persien und Ägypten. Als die Bewegung nach Spanien kam — und das geschah in weniger als einem Jahrhundert, denn Mohammed starb 632, und die Schlacht von Xeres

de la Frontera fand im Jahre 711 statt —, war unter den Erobern kaum ein irgend nennenswerter Teil von Arabern, noch weniger ein solcher unter den Eroberern der Balkanhalbinsel und Indiens.

Über das Arabien vor Mohammeds Auftreten sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Das große Land war immer nur wenig bevölkert gewesen, immer nur an seinen Rändern kultiviert, im Innern Wüste, Heimat schweifender Stämme, die wohl ihre bestimmten Marken hatten, auch in gesetzlichen Zuständen lebten, aber an den großen Weltgeschicken keinen Anteil nahmen. Die einzelnen kleineren Reiche hatten jedenfalls eine alte und hohe Kultur. Die Bibel läßt eine Königin von Saba zu König Salomo (um 950 v. Chr.) nach Jerusalem kommen „mit einem sehr großen Zug, mit Kamelen, die Spezerei trugen und viel Goldes und Edelsteine". „Und sie gab dem Könige hundertund zwanzig Zentner Goldes und sehr viele Spezereien und Edelsteine. Es kam nicht mehr so viel Spezerei, als die Königin vom Reich Arabien dem Könige Salomo gab. Und der König Salomo gab der Königin vom Reich Arabien alles, was sie begehrte und bat; ohne was er ihr gab von selbst. Und sie wandte sich und zog in ihr Land samt ihren Knechten". Das sabäische Reich in Südarabien, so nach seiner Hauptstadt genannt, hat jedenfalls im neunten und achten vorchristlichen Jahrhundert geblüht und scheint tatsächlich von Königinnen regiert worden zu sein. Im Jahre 854 nennt die Inschrift Salmanassars des Zweiten einen König Gindibu von Aribi, der sich mit tausend Kamelen als einer des Fürstenbundes gegen ihn gewendet habe und von ihm besiegt worden sei. In hellenistischer Zeit hatte der Norden mit der Hauptstadt Petra die Vormacht. Die Römer machten diesen Teil als Arabia Petraea (106 n. Chr.) zur Provinz; dorther stammte Philippus Arabs. Ein halbes Jahrhundert später gründete König Odenath ein großes syrisches Reich mit Palmyra als Mittelpunkt. Seine Gemahlin Zenobia (vgl. S. 88) trotzte hier den Römern, wurde aber bezwungen (270) und in Rom im Triumph aufgeführt. Römer und Byzantiner sowie vom Osten her die Perser hielten sich die Grenzfürsten ihrer

Reiche in Botmäßigkeit. Arabien hatte noch im fünften Jahrhundert große Bedeutung für den Handel. Seine Schiffe gingen nicht nur nach Indien, sie hatten sogar regelmäßige Verbindung mit China. Aber als Mohammed auftritt, ist dieser Handel bereits in Verfall geraten. Arabien spielt auch in dieser Hinsicht keine Rolle mehr.

Über die Rassezugehörigkeit der alten Araber sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Wie in allen solchen Fällen dürfen aus den heutigen Verhältnissen keine Rückschlüsse gezogen werden. Heute sind die Araber ein tief brünetter Menschenschlag, von Gesichtschnitt zum Teil semitenähnlich, zum Teil negroid oder Drawidatypen. Die Gestalt ist doch noch hoch, die Züge oft genug edel, das Haar schlicht. Dunkelfärbig nennt sie schon Galen (um 180 n. Chr.), die Bibel aber stellt sie als Nachkommen Ebers den Juden, Aramäern und Lydiern an die Seite. Ist die Deutung Arpachsads, des Vaters Ebers als „Land der Chasdäer" (Chaldäer) richtig, so läßt sie alle Völker dieser Gruppe aus Babylonien kommen; daher kommt ja ausdrücklich der Erzvater Abraham. Gesichtmasken, die uns erhalten sind (im Wiener Hofmuseum) zeigen in Vordersicht rein nordische Züge mit kleinem, schmallippigem Munde, in Seitensicht eine stark gebogene sogenannte Ramsnase mit steil und ohne Einschnitt aufsteigender Stirne darüber. Es ist die Nase gewisser Ägypter; auch unter den Juden von heute findet man sie gelegentlich. Die Araber selbst bezeichnen sich ganz so wie die Edomiter, die überhaupt einen ihrer Stämme gebildet zu haben scheinen, als die „Roten". Aber ist dies unbedingt auf die Haut zu beziehen? Im „Kitâb al aghâni" (um 700 n. Chr. gesammelt) wird erzählt, Saif ibn dzi Jazan, ein südarabischer Fürst, sei hilfesuchend zu Chosroes von Persien gekommen und habe zu ihm gesagt: „Wir hatten unser Land erobert; nun aber haben es uns die Abyssinier entrissen. Ich stehe dir näher als jene, denn ich bin weiß, und du bist weiß; sie aber sind schwarz". Daß schon zur selben Zeit die rote Haarfarbe als Zeichen von Fremdbürtigkeit geschmäht wird, spricht nicht dagegen. Ist doch im heutigen Deutschland die Blondheit auch nicht selten

ganz ähnlichem Spotte ausgesetzt. Der Name „die Roten" mag ursprünglich das Haar gemeint haben; als die Blondheit immer mehr verschwand, bezog man ihn auf die Farbe der Wangen, zuletzt auf die der Haut im allgemeinen. Denn nach dem Schwinden der Blondheit erhält sich noch eine Zeit lang wenigstens die Wangenrötung, dann schwindet auch sie und die Haut nimmt einen braunrötlichen Ton an, wie ihn die alten Ägypter und die Indianer zeigen. Natürlich hatten den nordischen Typus nur die Edeln, die gewiß in Arabien noch weit weniger zahlreich waren als in den nördlicheren Gebieten. Die Masse der Unedeln, Schwarzen, überwog. Deutlich scheidet noch Antara (um 600) die beiden Gruppen[1]):

„Wie manchen Recken gibt's unter ihnen, treuer Art,
adliger Rasse, weißstirnig wie die Blässe der Oryxantilope;
sie sind nicht wie Leute, die ich sonst kennen lernte,
schwarz von Gesichtern wie Kesselrost".

Das Wort Nurrun, das mit „adliger Rasse" übersetzt ist, bedeutet ursprünglich „hellglühend", dann „hell" schlechthin und wird schließlich als Bezeichnung des adlig Freigeborenen überhaupt gebraucht. Ebenso war die ursprüngliche Bedeutung von hidschânun, das, von Menschen, Tieren und unbelebten Gegenständen gebraucht, „edel, adlig, gut" bedeutet, ebenfalls „weiß", so ist dann hadschin ein „weißes Kamel", ein „weißgesichtiger Mann", später aber — der Antichrist. Hingegen bedeutet ahsabun, das eigentliche Wort für „hell", „blond", ursprünglich „von reinster Rasse", so auch beim Kamel, wozu zu bemerken ist, daß bei den Kamelen die gelblichen und rötlich-

[1]) Ich verdanke alle Zitate dem ausgezeichneten Arabisten der Wiener Universität, Professor Rudolf Geyer, der in einem Vortrag in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (1913) die Rasseverhältnisse der alten Araber des Näheren behandelt hat. Eine Veröffentlichung ist darüber noch nicht erschienen; der Gelehrte hat nur den Stoff für mich besonders zusammengestellt. Seiner Meinung nach bezieht sich der Ausdruck „die Roten" nur auf die Hautfarbe. Vgl. auch die Einführung zu meiner Übertragung der arabischen Preisgedichte Zuhairs und Lebids („Aus fremden Gärten", Heft 65).

weißen Rassen am meisten geschätzt sind. So besingt denn Imru ul Qais (um 530), einer der ältesten arabischen Dichter, selbst von königlicher Herkunft, seine Geliebte:

An ihr wie an der Perle ist Weiß mit Falb gemischt.

Ein anderer, Dju r-Rumma sagt, seiner Geliebten Farben seien „Silber" (die Haut) und „Gold" (das Haar?). Danach konnte von Kremer in seiner „Kulturgeschichte des Orients" zusammenfassend sagen: „Man betrachtete weiße Gesichter überhaupt als Zeichen adliger Abstammung".

Bezeichnend ist folgende Stelle aus der Geschichte des Propheten von Ibn Hischâm (gest. 834), der aber ganz auf dem viel älteren, aber verloren gegangenen Buche des Ibn Ischâq (gest. 766) fußt: „Auf dem Feldzuge nach Tabuk zogen mit Muhammed auch die Banu Dschifâr, von denen ein Teil aus irgendeiner Ursache zurückblieb. Ein Angehöriger (Häuptling) dieses Stammes namens Abu Ruhm Kultûm ibn al Husain al Dschifârî erzählt darüber folgendes: Der Prophet fragte mich nach den Nachzüglern aus meinem Stamm, und ich gab Auskunft. So fragte er mich auch: Was ist's mit den roten Leuten, den hochgewachsenen, schütterbärtigen? Und ich berichtete über die Zurückgebliebenen. Dann fragte er weiter: Und was machen die schwarzen, kraushaarigen, kurzgewachsenen? Ich antwortete: Bei Gott, ich wüßte keine so gearteten, die zu uns gehörten. Darauf er: Doch! ich meine die, die Herden in der Steppe von Schadah haben. Da dachte ich darüber nach, ob solche Leute unter den Banû Dschifâr wären, konnte mich aber ihrer nicht entsinnen, bis mir plötzlich einfiel, daß das ein Clan von Aslan sein müsse, der unter uns als Schutzgenosse hauste. So sagte ich denn: Ja, o Bote Gottes, das ist ein Clan von Aslan, der mit uns im Schutzverbande lebt". Man sieht daraus deutlich, wie allgemein der aroide Typus zur Zeit des Propheten unter den Arabern noch war, wie man sich an einen anarischen Clan, mit dem man im Schutzverbande lebte, nur erst nach geraumem Nachsinnen erinnerte. Freilich ersieht man daraus auch, wie diese „Schwarzen, Kraushaarigen, Kurzgewachsenen" schon an

Bedeutung gewannen. Der Prophet, der sich ja in seinem Streben nach Durchsetzung seiner Lehre jeweils auch mit sehr zweifelhaften Elementen verband, verschmähte es nicht, sich nach ihnen zu erkundigen, während der edle Araberhäuptling sich ihrer kaum erinnerte oder auch sich ihrer nicht erinnern wollte. Es gab zu dieser Zeit aber noch ganze Stämme, die wegen ihrer Blondbärtigkeit oder ihrer Blauäugigkeit bekannt waren. Der Dichter Farazdaq, der selbst einer altangesehenen Beduinenfamilie entstammte, spricht (um 680) von den „Azditen mit den blonden Bärten". Ingleichen wird im Kitâb al aghânî von Hassan, dem Leibdichter des Propheten, erzählt: „Hassan wurde gefragt, wer die am meisten mit dichterischen Talenten gesegneten Leute seien? Er sagte dagegen: Ein einzelner Dichter oder ein Stamm? Man antwortete: Ein Stamm. Da sagte er: Die Blauäugigen von Qais ibn Tâlaba". „Diese Geschichte wird auch von andern als Hassan berichtet", wird hinzugefügt, wonach der genannte blauäugige Stamm allgemein als der dichterisch begabteste angesehen wurde. Übrigens wird als Stammutter der jemanischen Stämme die besonders scharfgesichtige Sarqâ, die „Blauäugige", genannt. (Auch der griechisch-lateinischen Antike galten die Blauäugigen als besonders scharfgesichtig; vgl. S. 76.) Hassan selbst dichtete:

„Weiß von Gesichtern, edler Abkunft, hoher Nasen,
alter Art"

und zum Spott eines Gegners verkehrte ein anderer den Vers in:

„Schwarz von Gesichtern, niedrer Abkunft, niedrer
Nasen, neuer Art".

Die „neue Art" hat zweifellos die „alte Art" eben damals schon zu überwuchern begonnen, Muhammed selbst, der Sohn des „schönen" Abdallah, war ein Mischling, wohl von aufgehellter Haut — „zwischen weiß und bräunlich" nennt sie ibn Hischâm —, aber schwarzhaarig. Seine Lieblingsfrau, Aischa, wird (bei Wagîdî) die „rötliche" (humajrâ) genannt. Sonst gibt es nur wenige Nach-

richten über einzelne Persönlichkeiten der großen Zeit. Doch werden noch im vierzehnten Jahrhundert die ägyptischen Sultane Nâßir Hassân (gest. 1341) und Faradsch ibn Barquq, der fünfzig Jahre später starb, von Ibn Ijâs als blondbärtig geschildert und Nâßir, der einer der kräftigsten Fürsten seines Landes war, auch als von mattblauen Augen. Und von beiden saat Ibn Ijâs noch besonders, sie hätten ein „arabisches Gesicht" gehabt. Blondbärtig waren auch Uruk Barbarossa (gest. 1518) und sein Bruder Chaireddin Barbarossa (gest. 1546), die Begründer der Osmanenherrschaft in Nordafrika, nach ihrem Beinamen, aber sie waren nicht Araber, sondern Lesbier, Söhne eines zum Islam übergetretenen Töpfers in Mytilene, wahrscheinlich Germanensprossen, wie ich aus dem Namen Uruk (südslavisch-gotisch Urosch, deutsch Urich) schließen möchte. Schon zur Zeit dieser Beiden war Arabien, das Stammland des Islams, in Bedeutunglosigkeit versunken. Die Führung hatten die Osmanen übernommen, die aber verstärkten ihre nordischen Bestandteile noch lange durch Südslaven und Albaner. Von Bagdad war das Kalifat auf Stambul übergegangen: der grüne Mantel des Propheten, der zwar bei der Einnahme Bagdads durch die Tataren verbrannte, wird heute hier aufbewahrt.

—————

Nachtrag. Vielleicht noch reiner als in Europa haben sich die arischen Bestandteile im Judentum unter den besonderen Verhältnissen einiger asiatischer Kolonien erhalten. Über die in Cochin liegt mir der Bericht Oskar Kauffmanns („Aus Indiens Dschungeln", 1911) vor. Danach unterscheidet man in Cochin weiße und schwarze Juden, „die je ein Viertel von Cochin getrennt bewohnen, da sie sich zu verschiedenen Zeiten ansässig gemacht haben. Die weißen Juden sind nach der zweiten Zerstörung Jerusalems 68 n. Chr. in der Nähe von Cochin eingewandert und erwarben sich von dem König von Cochin im Jahre 490 n. Chr. bestimmte Rechte und Adelsprivilegien, ein Zeichen ihrer damaligen Machtstellung. Diese sind auf eine Erzplatte graviert worden, die sie heute noch besitzen. Sie haben sich vollständig

rein erhalten. Merkwürdig berührt der Anblick dieser „weißen Eingeborenen", die teilweise zu meinem Erstaunen hellblondes Haar und hellblaue Augen aufweisen. Ihre Hautfarbe ist trotz der jahrhundertelangen Einwirkung der südindischen Sonne hell geblieben, so daß einzelne sich eines rein germanischen Aussehens erfreuen." Der weitere Bericht besagt, daß die weißen Juden in Wohlstand leben, die schwarzen dagegen, die nach den Bildern Dravidatypus haben, „entartet" sind und von jenen als niedere Kaste behandelt werden. Es handelt sich hier wohl um späte Proselyten aus dem einheimischen Volk.



Heimat und Welt-Verlag in Dresden



Rasse und Rassefragen in Deutschland

von

Otto Hauser.



Geheftet ℳ 1.20, hübsch gebunden ℳ 2.—.



Otto Hauser behandelt hier die wichtigsten Probleme der Rassenfrage sachlich vom Standpunkt der anthropologischen Geschichtauffassung. Sein Buch soll nicht nur eine Anregung sein, sondern es soll auch eine Anleitung geben, andere Fragen in seinem Sinne durchzudenken. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat der Verfasser weiterhin in „**Die Germanen in Europa**“ und in „**Genie und Rasse**“ niedergelegt.

Ramming'sche Buchdruckerei, (Inh. M. Rautenstrauch), Dresden.